Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zaccaria, Francesco Antonio, 1714-1795

Briefe aus Rom über die Aufklärung in Oesterreich Aus dem Italiänischen

Frankfurt und Leipzig 1785

Austr. 5225
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10011841-6
VD18 11203846

Austr.
5225

Fiche

R

4060.

Austr. 5225
Fiche Zaccaria
<36606820960017
<36606820960017
. Staatsbibliothek

Briefe aus Rom

über die

Aufklärung in Oesterreich,

von

Zakkaria,

päbstlichem Geheimschreiber,

an

seine geistlichen Freunde.

Herausgegeben

von einem Protestanten.

Aus dem Italiänischen.

Frankfurt und Leipzig,

1785.

R

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede des Herausgebers.

Es sind drey Jahre, daß einer meiner Freunde sich in Italien, und besonders zu Rom befindet. Wir unterhalten einen genauen Briefwechsel miteinander, worin er meine Neugierde befriediget, die ich habe, mich von einem Lande genau zu unterrichten, welches in Ansehung der Kunst hinlänglichen Vorrath für den Kenner hat. Er muß mir die Sitten, Gebräuche, den Geist, die Aufklärung eines Volkes genau schildern, das einst allen andern Nationen den Weg zeichnete, und sie in Werken des Genies und der Kunst alle übertraf. Vor einigen Monaten erhielt ich einen grossen Pack. Ich versprach mir recht viel darin, und da ich ihn eröfnete, fand ich, was ich nicht vermuthet hätte, — Lettere di Signore Zaccaria &c. Er schrieb mir, daß einer seiner

Freunde ihm selbe gegeben hätte, mit der Versicherung: sie wären wirklich vom Zakkaria, dessen Freund er sey, und von dem er sie erhalten zu haben vorgab. „ Ich „ glaube (schrieb er mir) daß ich Ihnen „ kein unangenehmes Geschenk damit ma„ che, ob ich gleich ein bischen zweifle, „ daß diese Briefe wirklich vom Zakkaria „ selbst sind. Dem sey aber wie ihm „ wolle, so können Sie wenigstens dar„ aus sehen, daß es in Italien manche „ recht helle Köpfe gebe, deren ich selbst „ einige kenne; ja dieser Freund, von dem „ ich die Briefe erhalten, denkt so aufge„ klärt, als vielleicht wenige in Teutsch„ land; und daher vermuthe ich, daß er „ sie selbst geschrieben habe. “ So weit gehen die Worte meines Freundes, die ich dem Leser aus dieser Ursache mittheile, damit er wisse, wie ich zu den Briefen gekommen sey.

Uebrigens will ich mich selbst nicht für die Wahrheit der Worte meines Freundes

verbür-

verbürgen, als wenn diese Briefe wirklich von einem Italiäner geschrieben worden wären. Er schrieb mir schon einigemale, daß man zu Rom mit der Aufklärung in Oesterreich nicht allzusehr zufrieden sey, und schikte mir zum Beweise dessen ein Exemplar des römischen Katalogs der verbotenen Bücher, in welchem alle österreichische Schriften grosse und kleine aufgezeichnet stehen. Er scherzte mit seiner gewöhnlichen Art darüber, daß mancher Skribler zu Wien sichs nicht würde an seinem Schreibepulte haben einfallen lassen, daß ihn der römische Hof für so gefährlich halten sollte, seine Geburten, die gerade von seinem **Magen** erzeugt wurden, zu verbieten; und setzte hinzu: daß er sich nicht wenig wundere, wie man sich die Mühe geben könne, Brochüren und allerhand Skarteken in die Zahl der verbotenen Bücher zu setzen, die an dem nemlichen Tage, wo sie gelesen wurden, auch schon wieder vergessen waren. Er bedauerte die päbstlichen Geheimschreiber,

schreiber,

schreiber, und spottete etwas bitter, daß Menschen sich die Gewalt herausnehmen, dem Publikum zu gebieten, was es lesen und nicht lesen solle.

Wenn ich alles dieses zusammen nehme, so kann es wohl leicht seyn, daß mein launigter Freund selbst auf den Einfall kam, diese Briefe zu schreiben, und mir unter Zakkarias Namen zuzuschicken. Wenigstens kann ich mich sehr hart entschliessen, zu glauben, daß ein päbstlicher Geheimschreiber über so manche Gegenstände spotten sollte.

Es sey aber wie es wolle, so erfülle ich die Bitte meines Freundes, diese Briefe drucken zu lassen. Ich thu es mit so grösserem Vergnügen, da sie mir gefielen, und ich wünsche, daß sie dem Publikum eben so gut gefallen möchten, als dem

Herausgeber.

Frankfurt den 20 Junius 1784.

Inhalt.

Inhalt.

Erster Brief.

Klage über die Aufklärung, die in Oesterreich beginnt. Preßfreyheit, Schädlichkeit derselben. Folgen der Preßfreyheit. Geistliche haben kein Mittel wider die verbotenen Bücher. Nothwendigkeit einer scharfen Censur. Diese muß, und kann nur in den Händen der Geistlichen seyn.

Zweyter Brief.

Aufklärung. Wie schädlich sie sey. Was die arge Welt unter Aufklärung verstehe? Ein aufgeklärtes Volk kann nicht selig werden. Ursachen, warum nicht? Freudensbezeugungen, daß in Spanien keine Preßfreyheit ist, und folglich keine Aufklärung daselbst zu hoffen. Mittel wie man Preßfreyheit und Aufklärung verhindern könne. Verminderung der Buchdruckereyen sind nöthig. Die Geistlichen müssen Faktoren seyn, damit nichts ohne Censur gedrukt werde.

Dritter Brief.

Lob des Königs von Spanien, den heiligen Anton von Padua zum Grosadmiral ernannt

zu haben. Traurige Empfindung, daß nicht alle Monarchen diesem Beyspiele folgen. Der Kaiser würde es nicht thun. — Verfolg über die Aufklärung. Früchte derselben. In Oesterreich ist die wahre Religion im Verfall. Verminderung der Ablässe, der Bilder, der Heiligen u. s. w. Heilige Sachen sind ausser Werth. Mönche dürfen nicht mehr damit handeln. — Wie Zakkaria von allem, was in Oesterreich geschieht, Nachricht erhält.

Vierter Brief.

Verfolg der unseligen Früchte der Aufklärung. Das Fegfeuer wird erschüttert, die Pforten der Hölle aus ihren Angeln gehoben. Man zahlt nichts mehr für Messen. Beweis, daß eine gezahlte Messe verdienstlicher sey, als eine andere. Kerzelweiber werden banquerot. Die Fasttage kommen in Verfall. Man läßt sich am Freytage die gebackenen Hühner so gut schmecken, als am Sonntage. Lob der Stadt Rom! Es wird kein Fleisch in verbotenen Zeiten daselbst gegessen, obgleich andere Laster genung begangen werden. Heiliger Wunsch, daß die Aufklärung sich nicht weiter verbreite.

Fünfter Brief.

Warmer Antheil an der Hofnung für die Wiederauflebung der Gesellschaft Jesu! Apologie der Königin in Portugal, und des Kronprinzen. In Oesterreich darf diese Gesellschaft nichts mehr hoffen. Beweise: weil Joseph die Gewalt der Päbste schmälert, und die Kommunikation der Ordensgeistlichen mit ihren Generalen aufhebt. Er will keine Generale zahlen, die ihm nicht dienen. Rom hat keine Dispensationen

tionen in Oesterreich zu ertheilen, keine Bischöfe einzusetzen, keine Präbenden zu vergeben. Durch die Aufklärung wird also ein grosses Loch in den päbstlichen Kammerbeutel gerissen. Reformation der Klöster. Einziehung ihrer Güter u. s. w.

Sechster Brief.

Zakkaria wird durch die Thränen Christi gestärket in seiner Erzählung weiter fortzufahren. Fernere Beschreibung der Reformation der Klöster, der Kleider der Mönche und ihrer Ordensregel. Der blinde Gehorsam ist völlig bey Mönchen verbannt. Wie nachtheilig dieses sey. Folgen davon. Ein Kapuziner, will klüger werden, als seine Mitbrüder; verachtet den heiligen Gehorsam, bey welchem ihm geboten wurde — ein Kapuziner zu bleiben, wendet sich an Kaiser, und erhält die Erlaubnis — vernünftig werden zu können. Jesuiten sind nicht so schlimm, als man glaubt. Viele Beschuldigungen sind ihnen angedichtet; doch sind es Gäste, vor denen man die Thüren verschliessen soll.

Siebenter Brief.

Zakkaria verwundert sich über das Lob des Kaisers vom Exprovinzial. — Dem Lob der Jesuiten ist nicht zu trauen. Joseph ist der Mann nicht, den Jesuitismus täuschen kann. Fernere Beschreibung der Religionseinrichtungen in Oesterreich. Wallfahrten sind verboten. Unrichtiger Begriff von Gott, den die Menschen dadurch erhalten. Wunderwerke werden geläugnet, ohngeachtet der glaubwürdigsten Zeugnissen in den Annalen der Mönche. In

aufgeklärten Zeiten können keine Wunder geschehen. Ursache warum? Trauerrede und Apologie für selbe. Opfer und Opfertafeln sind weggeräumt. Wären es noch die hölzernen und wächsernen, aber so — die goldenen und silbernen. Höchstärgerlicher Gebrauch, der von den Kirchenschätzen gemacht wird. Distinktion zwischen geistlichen und weltlichen Bettlern; aber — der Kaiser kann nicht distinguiren. Die Bilder der Heiligen werden ihrer Kleider beraubet. Scandalum magnum! Auch die Andachten sind vermindert worden u. m. dgl.

Achter Brief.

In Spanien genießt der Katholike noch das Vergnügen, seinen Mitmenschen in einem Auto-da-Fee verbrennen zu sehen. — In Italien nicht mehr. Luthers und andrer verfluchten Männer Lehre für die Duldung, wird überall angenommen. Sie verbreitet sich überall nur nicht in Spanien und Portugal, wo durch die Sorge der Dominikaner das Inquisitionsfeuer erhalten wird. — Oesterreich ist äusserst dultsam. Beweise die man daselbst anführet, daß der Monarch keine Gewalt über das Gewissen seiner Unterthanen habe. Toleranz verträgt sich nicht mit der Theologie. Voltär und Rousseau und alle profane Gelehrten mögen schreiben, was sie wollen. Dominikus ist ein grosser Mann, weil er — ein grosser Feind der Ketzer war. Lob der Intoleranz. Da lohnte es noch der Mühe Katholik zu seyn; da kein andrer die Freyheit hatte, Gottes Luft zu athmen. Ermahnung an den Grand Inquisitor, den Scheiterhaufen nie erlöschen zu lassen, weil Gott kein angenehmeres

res Opfer, als verbrannte Ketzer hat. Das Opfer des Abels war gewiß ein Ungläubiger, weil es Gott mit Wohlgefallen aufnahm u. s. m.

Neunter Brief.

Freudenbezeugungen, daß in Spanien noch keine Hofnung da sey, die Intoleranz abzuschaffen. Widerlegung der Gründe, worauf sich diese Hoffnung stützet. Die Stiergefechte sind kein Beweis, daß die Spanier nicht so tolerant werden können. Der Wiener sieht noch immer so gerne seine Hetze und ist doch tolerant. Ermahnung, keinen andern als einen erzkatholischen König auf den Thron zu lassen. Hilfsmittel, wie man es verhindern kann. Jesuiten leisten gute Dienste — Ganganelli — — Durch welche Mittel die Aufklärung empor kam. Beleuchtung der österreichischen Schriftsteller. — Sie sind alle verdammt. Fromme Wünsche, daß alles Uebel über ihre Köpfe komme. Bitte an den Grandinquisitor, wenn einer dieser ruchlosen Schriftsteller nach Spanien kommt, ihn zum warnenden Beyspiele für andere in einem Auto-da-Fee zu verbrennen.

Zehnter Brief.

Dank für die Versicherung, alle österreichische Schriftsteller in Oesterreich zu verbrennen. Beantwortung der Frage: ob Seine Heiligkeit mit den Neuerungen zufrieden sind? — Der Pabst ist friedliebenden Gemüthes, und hat — keine Soldaten. Joseph darf nur die Liste von seinen Regimentern nach Rom schicken.

Der

Der Pabst kann nichts, als das Schiflein des Petrus vom völligen Untergange zu retten suchen. Listiges Verfahren, die Welt zu überzeugen, daß der Pabst wider die Neuerungen nichts einwenden dürfe. Teufel in Schriftstellergestalt beweisen, daß der Pabst den Bischöffen gleich sey, und keine grössere Gewalt, als sie, habe. — Beweise, daß diese Lehren verflucht seyn. Die Stellen aus der heiligen Schrift werden widerlegt. Die Evangelisten hätten so was bleiben lassen können. — Der Pabst ist auch nicht unfehlbar. Beweise der Ketzer und Unglaubigen für diesen Satz. — Zakkarias Widerlegung. Er führt unwiderlegbare Gründe für die Obergewalt und Unfehlbarkeit des Pabstes an, rathet aber dem Grandinquisitor, ein Gläschen Malagga zu trinken, um bey seiner Widerlegung — nicht einzuschlafen.

Eilfter Brief.

Freudensausrufungen über die Ankunft des Erzbischofs von Görz in Rom. Beschreibung seiner Heldenthaten. Er entsagt seinem Erzbißthume. Seine Heiligkeit werden diesen streitbaren Ritter belohnen. In Rom ist er schon als ein Halbheiliger verehret. — Man achtet nichts mehr, was des Pabstes ist. Aergerliche Spöttereyen über den Pantoffel des Statthalters Christi. Gründe der Unglaubigen, die sie anführen, warum man dem Pabste keinen Pantoffel küssen solle. Zakkaria widerlegt sie, und beweist, was für eine Zaubermacht in einem Pantoffel stecke. Vergleichung zwi-

zwischen dem Pantoffel eines Mädchens und des Pabstes, Argumentatio a pari.

Zwölfter Brief.

Herzliche Theilnehmung am Ignazifäßchen. Es ist aus den Ordensregeln der Jesuiten das beßte. Olim hielt man sichs zur Ehre, ein Jesuiterräuschgen zu haben. Nunc nicht. — Falscher Begrif vom geistlichen Stande. Höchst ärgerliche Zumuthungen, daß die Geistlichen vernünftige, rechtschaffene, und mit einem vorzüglich christlichen Lebenswandel leuchtende Männer seyn sollen. Beweise, daß sie es nicht seyn können. Man wird nicht geistlich, um zu studiren, sondern — um wohl zu leben. Tadel über die Einrichtungen des Kaisers in Ansehung der Priesterhäuser. — Wenn die Alten wieder auflebten, sie würden die Hände über den Kopf zusammenschlagen, wenn sie sehen sollten, was man alles aus den Geistlichen machen will.

Beylage.

Zakkaria erhält vom Nunzius Bücher aus Wien, wird ohnmächtig, und wäre in der Ohnmacht verschieden, wenn er keinen Montepolizano zur Herzstärkung gehabt hätte. — Geistliche sollen heyrathen. Welche ärgerliche Zumuthung. Keiner von sechzig Jahren kann so was mit kaltem Blute hören. Gründe für die Aufhebung des Cölibats, und ihre Widerlegung. Hauptgrund, — die Köchinnen würden

den den neuen Frau Pfarrinnen nicht gehorchen wollen. Unverzeihlich ist es, daß sogar Geistliche dafür schreiben.

Dreyzehnter Brief.

Die Ohrenbeichte kommt in Oesterreich ins Schwanken. Eibel ist aus der Hölle entkommen, um wider selbe zu schreiben. Er hat ein treffliches Werkchen geschrieben, und — ist schlecht widerlegt worden. Beweise für die Nothwendigkeit der Ohrenbeichte. Schon unter Wenzel dem Faulen war sie gebräuchlich. Der Geistliche erhält die Gelegenheit, seinen geistlichen Kranken leichter zu heilen. Sie ist nützlich. Gründe dafür. In Oesterreich können die Leute nicht kombiniren. Man schrieb daselbst mehr für, als wider Eibeln. Zakkarias Aerger, daß unter seinem Namen eine Schrift wider die Ohrenbeichte herauskam. Er ist neugierig, warum man so viel Lärmen wegen der Ohrenbeichte macht. Ursachen, warum man es nicht mehr thun darf. Es wird ohnehin wenig mehr von den Grossen gebeichtet u. s. w. — Ueber alle, die von der Ohrenbeichte schreiben, ist ein Anathema ausgesprochen.

Vierzehnter Brief.

Komplimente und Schmeicheleyen, die dem Pastor bonus gesagt werden. Lob seiner Standhaftigkeit und Gedult, daß er alles, was er duldet, zu den Füssen seines gekreuzigten Heilands

lands leget. Zakkaria hoft, es werde ihm nie an Mitteln fehlen, die Aufklärung zu verhindern, solang es Steifröcke in W*** gebe; und auch nicht an Vertheidigern, solang die quatuor Votorum existiren. Ein Trost für den Pastor bonus, daß die Protestanten seine Parthie halten, und die herrlichsten Gründe anführen, warum es so seyn müsse, und nicht anders seyn könne. Kühne Vermessenheit der Sendschreiben. Ursachen, warum er keinen Hirtenbrief machen konnte. Uebergang vom Pastor zu den Orthodoxen. Seine Heiligkeit sind über ihren Eifer erfreuet. Zakkaria prophezeihet ihnen, was für Belohnungen im himmlischen Jerusalem ihrer warten. Sie werden sitzen, um zu richten — alle Wiener Autoren.

Fünfzehnter Brief.

Klagen über die gottlose Welt und die verderbten Sitten. Betschwestern sind in keinem Ansehen. Die Neuerungen Josephs können nichts anders seyn, als Vorboten der Tage, wo Greuel und Verwüstung herrschen wird. Bedeutungsvolle Träume zeigen klar, daß der jüngste Tag im Anmarsche sey. Erzählung des Traumes. Es sind schon Zeichen geschehen. Falsche Propheten. Das Bestreben nach Religionsvereinigung ist die Erfüllung der letzten Prophezeihung. Ob nicht der Antichrist schon auf der Welt sey. Sicherer Beweis, weil die Strassenweiber und Jungen schon die neue Beschreibung vom Antichrist herum getragen haben; sie sind vermuthlich seine

Emis-

Emissarien. Ermahnung an die Glaubigen, sich auf diesen schreklichen Tag vorzubereiten.

Sechzehnter Brief.

Ohne Aufschrift.

Zakkarias letzten Worte, der vom Geist Gottes ergriffen wird. Apotheosen an Pius den Sechsten. An Joseph. An den Schatten Gregors des Siebenten. Eifrigen Wünsche für dessen Wiederauflebung.

Erster

Erster Brief.

An den Grand-Inquisitor zu Madrid.

Hochwürdiger Herr!

Feurige Geisel der Unglaubigen!

Unser Briefwechsel sollte das Siegel der Freude bezeichnen, welche orthodoxe Diener der Kirche empfinden, wenn sie die Schaafe Jesu Christi nach keiner andern Weide sich sehnen sehen, als die ihnen von uns, ihren eifrigen Hirten, angewiesen wird. Wir wollten uns von Zeit zu Zeit den Fortgang schreiben,

den wir in Verbreitung des **blinden** Glaubens, welcher nur allein zur Pforte des Himmels führen kann, in allen Theilen der Welt durch unsere unermüdete Arbeit im Weinberge des Herrn machen; wir wollten darin dem Herrn danken, welcher unsre Mühe segnet: allein, anstatt Ihnen mit diesem innigsten Seelenvergnügen ein Wörtchen davon schreiben zu können, muß ich vielmehr, nicht daß ich zugleich vom heftigsten Schmerzen mein Eingeweide zerrissen fühlte, einen ganz andern Stof zum Inhalte meines Briefes an Sie, Hochwürdigster Vorsteher des heiligen Gerichts, wählen.

Werden Sie sich wohl vorstellen, daß unsere schönen Hofnungen, die wir von der immer größeren Verbreitung des **blinden** Glaubens hatten, wie eine schöne Seifenblase plözlich zerplatzet, und von ihren glänzenden Farben nichts, als einige Tropfen Wasser zurükläßt, auch alle eben so schnell verschwunden sind, daß uns nichts davon übrig bleibt, als Thränen, die wir über diesen Jammer vergiessen? Ja sie sind hin, und zwar in einem Lande verschwunden, wo wir auf diese Hofnungen das festeste Gebäude aufführen zu können glaubten.

ten. Oesterreich — O heiliger Freund! — Oesterreich, das ehemals den **blindesten** Glauben hatte, ach dieses Oesterreich — hat ihn nicht mehr! Es hat sich schon zum Theile ganz losgerissen von dem allein seligmachenden Glauben, und der übrige Theil, der die Binde vor seinen Augen noch trägt, hat sie wenigstens schon so ein bischen verschoben, daß es ihm zu dämmern anfängt, und folglich kann er sie unmöglich lange mehr behalten; denn der geringste Strahl vom Lichte — ach wie schädlich ist er der Religion! Aber, werden Sie in Ihrem heiligen Unwillen fragen, wie war es möglich, daß in dieses Land das seelenverderbende Licht gedrungen ist, dessen Grenzen von einer neunmal dickeren Finsterniß bewachet wurden, als die dunkle Nacht war, die Egypten auf Moses Befehl bedekte. Es ist billig, daß ich Ihnen diese Frage beantworte.

Welch ein hämischer Geist es gewesen seyn müsse, der dem Kaiser in die Ohren blies, seine orthodoxen Unterthanen wären, ohngeachtet ihres festesten Glaubens an Pabst, Mönche, Heilige, Reliquien, Ablässe, Gnadenbilder, Wunder und Wallfahrten, sehr dumme und einfältige Schaafsköpfe, das weiß ich nicht. Genug

ist es, daß er dem Einblasen dieses verführeri-schen Geistes, den Luzifer in der Hölle gebohren haben muß, Glauben beymaß, und nun ernstlich darauf dachte, seinem Volke wieder das Licht zu verschaffen, welches ihm einfältige Geistliche und betrügerische Mönche — o der abscheulichen Lästerung! — geraubet haben sollen. Wenn der Ruf von diesem Monarchen bis zu Ihrem heiligen großinquisitorischen Trommelfelle gedrungen ist, so werden Sie erfahren haben, daß bey ihm Entschluß und That nur so weit von einander entfernt sind, als man braucht, den Entschluß zu fassen, bis er zur That werden kann. Und so blieb es nun auch bey ihm nicht lange beym Entschlusse, in seinen Staaten das Licht zu verbreiten; sondern er schritt gleich zur That selbst. Sehen Sie, wie er es anfieng.

Lange war es immer das laute Aufschreyen dieser gottlosen und verführerischen Menschen, daß man einem jeden die Freyheit ertheilen solle, seine Gedanken ungeheuchelt dem Publikum vorlegen zu können, damit dieses die Meynungen mehrerer Köpfe über verschiedene Gegenstände erfahre, und sich das Beste davon abstrahire. Auf diese Art behaupten diese erzfrey-

denkeri-

denkerischen Unholden, wird Wahrheit unter den großen Haufen des Volks gebracht, die Vorurtheile vertrieben, und die helle Fackel der Vernunft überall angezündet. Diesem verfluchten, und lange mit dem päbstlichen Bann belegten Rath, folgte Joseph. Er zerriß die Ketten, welche die abscheuliche Vernunft in Oesterreichs Staaten so lange gefesselt hielten, daß sie, troz ihres widerspenstigen Sträubens, sich doch nicht loßmachen konnte, und ließ ihr allen Willen, sich ungehindert unter seinem Schutze allen zu offenbaren. Er nahm den unbändigen Gelehrten, welche mit ihrem Verstande über Berg und Thäler fliegen wollen, den Kapzaum ab, welcher sie in dem Stalle unserer heiligen Religion angebunden hielt, und gab ihnen freyes Feld, auf welchem sie, so viel und so sehr es ihnen beliebte, herumtrottiren konnten: mit einem Worte, er führte die Preßfreyheit ein, die freylich noch nicht so ganz uneingeschränkt ist, als in den Erblanden des Teufels — ich verstehe England, Schweiz und Holland, — die aber immer schon sich so weit erstrecket, daß durch sie der blinde, und seiner Blindheit wegen auch nur alleinseligmachende Glauben ganz verdränget werden wird, und

zum Theil schon wirklich verdrängt worden ist. — Teuflische Preßfreyheit!

Aber, höre ich Sie fragen, was kann denn auch diese Freyheit so nachtheiliges haben, wenn die Hirten nur darauf sehen, daß ihre Schaafe das hingestreute Gift nicht für Salz lecken? Verzeihen Sie mir, hochwürdiger Herr, wenn ich Ihnen sage, daß Sie in Ihrem Lande, das — Heil Ihnen, und den Seelen Ihrer Landsleute! — so weit von der schädlichen Vernunft entfernt ist, keinen rechten Begrif haben können, welchen Nachtheil die Preßfreyheit dem blinden Glauben verursachen könne. Ich will Ihnen die Folgen davon zeigen, und Sie werden eingestehen — Zakkaria habe recht!!!

Wenn die Preßfreyheit nur darin bestünde, daß jeder seine irrige Meynungen zwar niederschreiben, aber nicht kund und zu wissen machen dürfte, so könnten die wachsamen und eifrigen Seelenhirten freylich sehr leicht verhindern, daß dieses Gift von der Heerde Christi nicht aufgelecket würde; allein so haben sie nicht nur die Freyheit zu schreiben, sondern auch sich sogar — drucken zu lassen, und das gedrukte

Büchel-

Büchelchen für baare 7, 10—17 Kreuzer zu verkaufen. Diese Emissarien des Teufels — Gott verzeih mir diese schwere Sünde — wissen ihren Schriften einen so schönen Anstrich zu geben, daß jeder darnach Lust bekommt, und sich sein Geld nicht reuen läßt, um nur das Ding zu lesen. So werden diese vom Gifte strotzende Bücher unter das Volk verbreitet, welches sie mit einem Heißhunger verschlinget, und davon angestecket wird. Hätten wir noch die Vollmacht, die Häuser unsrer uns anvertrauten Schaafe zu durchsuchen, und alle Bücher, die wir für verführerisch und atheistisch halten, wegzunehmen, so dürften wir freylich von der Preßfreyheit nicht sogar viel fürchten; denn jeder Seelenhirte würde seinen Schaafen, ausser den Legenden der Heiligen, dem Leiden Christi, des Pater Abrahams von St. Klara u. dgl. hochgelehrten und nüzlichen Büchern, gewiß kein anderes in ihren Schränken lassen; aber so ist unsre Gewalt völlig zu Boden geworfen, und wir müssen unsre armen Schaafe das Gift einschlucken sehen, ohne ihnen zu Hülfe kommen zu können. Zwar muß ich gestehen, daß es uns erlaubt ist, Gegenmittel den Vergiften zu geben; da aber unsre geistliche Arkana meistentheils bitter und ab-

geschmakt sind, so werden sie entweder von den Vergifteten gar nicht eingenommen, oder sie verursachen bey ihnen ein nur desto heftigeres Erbrechen, wodurch noch das bischen Ueberrest vom blinden Glauben völlig aus dem Herzen gehoben wird, und so ist all unser Bestreben, all unsre Mühe fruchtlos und eitel, und wir müssen mit Gedult, ob zwar nicht ohne heiligen Unwillen, die übeln Folgen der Preßfreyheit sich immer mehr und mehr ausbreiten sehen, ohne ihnen den geringsten Einhalt thun zu können; da wir nicht ein einziges auch noch so kleines Mittel in Händen dazu haben; denn — ach sie werden es kaum glauben — das kräftigste Mittel, welches ehemals Könige auf dem Throne zitternd machte, dieses Mittel wird jezt von dem unbedeutendesten Geschöpfe im Staate verspottet und verachtet. Seine Heiligkeit mögen hundertmal denjenigen exkommuniziren, der solche Schriften liest, mögen tausend Bannstrahle und apostolische Verfluchungen über diejenigen ergehen lassen, die solche ausgestreute teuflische Irrthümer zu lesen, sich erfrechen; man lacht über Se. Heiligkeit, liest fort, und trinkt sogar noch ein Glas Wein auf die Gesundheit des göttlichen Statthalters. — O tempora! o mores!!!

Ja, Hochwürdiger Herr, dies sind die verderblichen Folgen der Preßfreyheit. Jeder Irrthum hat nun offne Thore, durch die er ohne Mauth- und Accisgefälle ins Publikum eintreten kann, ohne daß er für Kontrebande von den geistlichen Aufsehern erklärt werden darf. Ehmals lasen Gnaden und Exellenzien mit der größten Andacht die heiligen Schriften eines Kochem, jezt werden sie von dem geringsten Kühhirten verspottet; ehmals glaubte man mit festem Glauben in allen hochadelichen Häusern, an Hexen, Wunder und Gnadenbilder, jezt — einige ehrwürdige alte Exellenzien und Gnaden ausgenommen — schämt sich der Bauer an solche Kindereyen, wie es der vermessene Lästerer nennet, zu glauben, und macht sich über Teufelsbannungen und andere heilige geistliche Verrichtungen bey seinem Sechserwein lustig; und dies alles durch die Preßfreyheit.

Nun werden Sie doch nicht länger zweifeln, welch ein schädliches Ungeheuer diese Freyheit seyn müsse; und ich brauche Ihnen nicht lange zu beweisen, daß sie sich mit unsrer heiligen Religion gar nicht vertragen könne. Sie selbst sind so hochweise, so tiefsehend in das Innere der Gottesgelehrtheit, daß Sie die ganze frey-

denkerische Welt deswegen belehren könnten! da Sie mir aber erlaubet, ja es sogar von mir verlanget haben, ich möchte Ihnen meine Meynung über alles, was ich für wichtig halte, entdecken, so will ich mir die Freyheit nehmen, Ihnen meine Gedanken, die ich über die Preßfreyheit habe, zu schreiben.

Da der blinde Glauben eine vollkommene Unterwerfung der Vernunft, welche dem Menschen ohnehin nur zu seinem Verderben gegeben worden ist, erfordert; so ist es nöthig, daß man nicht die geringste Freyheit im Denken verstatte, noch vielweniger, daß man zulasse, andern seine Gedanken, ehe sie von aufgestellten Richtern auf das schärfeste untersuchet werden, mitzutheilen. Man braucht die Vorsicht, niemand, der aus solchen mit der Pest angestekten Ländern kommt, ohne vorher scharf gehaltene Kontumaz, frey in das Land eintreten zu lassen; sollte man nicht gleiche Vorsicht gebrauchen, jedes Buch, welches aus dem mit der Pest der Vernunft infizirten Gehirne atheistischer, naturalistischer, erzketzerischer Schriftsteller kommt, die schärfeste Kontumaz halten zu lassen, ehe man sie in den Buchläden öffentlich zu verkaufen erlaubet? Ganz gewiß! —

Jeder

Jeder Fürst, welcher eine heilige Ehrfurcht für den alleinseligmachenden Glauben hat, wird dieses thun, und die Preßfreyheit niemals in seinen Landen einführen.

Es ist eine Vermessenheit, wenn eine ganze Nation glaubet, stark genug zu seyn, ohne Gängelband zu gehen. Lieber Gott, wer sieht nicht diese Ungereimtheit ein! Kann ein Kind sich selbst auf den Beinen aufrecht erhalten, ohne zu stolpern, oder wohl gar zu fallen, wenn es das Kindsmädchen nicht immer am Leitbande führt? Niemals! Und sind nicht alle Nationen Kinder, die da nothwendig fallen müssen, wenn ihre Kindsmädchen — ich verstehe die Büchercensoren — nur einen Augenblik aufhören, sie an der Hand zu führen? Eben so wenig! Es ist also höchst nöthig, daß in jedem Lande eine Censur, und zwar eine scharfe Censur bestehe, welche die Vernunft des ganzen Volkes am Gängelbande führe, damit sie nicht stolpere. Diese Männer sind es, welche nur allein sehen können, und alle übrige Menschen sind blind. Sie sind die Kerzen, derem Scheine alle nachfolgen müssen, und es kann keinem erlaubt seyn, nach dem Scheine eines andern Lichtes zu wandeln. Sie sind

allein,

allein, welche bestimmen können, was Vernunft, Wahrheit oder Betrug sey; denn wie will es die ganze Nation ohne ihre Anführung einsehen? Mit einem Worte: sie sind die Vormünder des ganzen Volkes, die ihm vorschreiben, wie es mit dem Verstande haushalten soll, damit es sich nicht zu Grunde richte. Hebt man die Censur auf, so nimmt man der Nation das Gängelband, überläßt sie der eigenen Führung, und sezt sie in die Nothwendigkeit, stolpern oder fallen zu müssen; denn wie könnte ein ganzes Volk mehr Einsicht haben, als solche hochbelobte, wohlweise Bücherinquisitoren, die da von Gott und Rechtswegen wissen müssen, was Vernunft und Wahrheit sey, weil sie ihre Augen — über der Nase tragen.

So nothwendig also eine Censur im Lande seyn muß, eben so nothwendig ist es, daß diese Censur in keinen andern Händen, als der Geistlichen sey. Nur Geistliche allein haben Weisheit, alle andere Weltmenschen können unmöglich sie besitzen. Euer Hochwürden werden diesen Saz gewiß nicht für paradox erkennen, weil ich überzeugt bin, daß es Ihnen nicht unbekannt seyn könne, daß nur uns allein das

Licht,

Licht, ich meyne den Geist der Wahrheit, versprochen ist, und nicht den Layen. Wie können diese das Licht der Weisheit haben, die nur in der Finsterniß selig werden sollen. Wie können diese einsehen, was wahre Vernunft sey, denen das Heil nur unter der Bedingung versprochen ist, wenn sie einfältig sind? Da übrigens keinem das Seelenheil der Menschen so sehr am Herzen liegt, als den Geistlichen, so ist es auch billig, daß man nur diesen die Obsicht auftrage, was sie für Bücher dem Volke zulassen sollen, oder nicht.

Möchten doch dies alle Fürsten beherzigen, welche die Preßfreyheit in ihren Staaten wirklich einführen, oder sie inskünftige noch einführen wollen. Möchten Sie, anstatt die Schärfe der Censur zu mildern, selbe noch um drey Grade vergrössern, und keinen — besonders den von Protestanten geschriebenen Büchern, die das stärkste Gift — stärker als Arsenicum noch in sich schliessen — den Eingang in ihre Staaten erlauben; so wäre doch wieder Hoffnung für die Verbreitung des blinden Glaubens! aber so, ach so können wir nichts, als verzweifeln.

Der Himmel überschütte Sie mit seinem heiligen Segen, und die Vorbitte der Heiligen wolle ihr erzkatholisches Vaterland für aller Preßfreyheit durch die ganze Ewigkeit bewahren und beschützen. Amen.

Ich bin u. s. w.

Zwey-

Zweyter Brief.

An Ebendenselben.

Die Welt liegt im Argen, sagt Salomo; aber was würde dieser weiseste König, der jemals war, ist, und seyn wird, obgleich einige Spötter den Salomo aus Norden ihm vorziehen; was würde dieser weiseste König erst sagen, wenn er in unsern verderbten Zeiten lebte? Wundern Sie sich nicht darüber, hochwürdigster Herr, was diese Ausrufung bedeuten solle, mit der ich meinen Brief anfange? Ich will es ihnen erklären.

Man begnügt sich jezt nicht mehr mit dem Lichte der Religion, sondern schreyt überall nach Aufklärung. Man will selbst sehen, wie man sagt, und sich nicht länger von Schwarz- Braun- und allerhand Harlekinsröcken täuschen lassen. Welche Vermessenheit! Vergebens bemühen wir uns, wir eifrigen Diener des Herrn, ihnen ihren Irrthum begreiflich zu machen; umsonst rufen wir aus vollem Halse: „ihr sollt nichts anders sehen, als was wir euch zeigen, wenn ihr Gäste an der himmlischen

Tafel seyn wollt, die für Rechtglaubigen von den heiligen Jungfrauen zubereitet werden!" Man nennt uns — die Feder zittert, indem sie diese schrekliche Lästerung niederschreibt — Betrüger, oder Dummköpfe! So tief ist die Achtung für die Seelsorger gesunken!

Sie sind überzeuget, daß es kein grösseres Unglük für die Glaubigen sey, als wenn sie aufgeklärt sind; und wie toll, wie den Lehren des Evangeliums widerstrebend das Verlangen seyn müsse, mehr Aufklärung zu haben, als wir für gut finden, daß man haben soll. Ist es wohl möglich, daß ein aufgeklärtes Volk einen Ort im himmlischen Paradiese erlangen könne? Nein; denn Christus, der heilige Stifter unsrer Religion, nennet alle Aufgeklärte, Kinder der Finsterniß, welche klüger seyn wollen, als die Kinder des Lichts.

Und eben diese dem Seelenheil so schädliche Aufklärung, welche eine Folge der Preßfreyheit ist, verbreitet sich in Oesterreich. Man fängt daselbst an, unzufrieden mit dem Glauben seiner Väter zu werden. Die Enkel wollen klüger seyn, als der Groß- und Urgroßvater war, und schämen sich, das zu glauben, was diese

glaub-

glaubten. — O die Zeiten! die Zeiten! Ehemals, wenn ein Diener des Herrn zu den Glaubigen sagte: Lieben Kinder, das müßt ihr bey dem Verlust eurer ewigen Seligkeit glauben, weil — ich es euch sage; so schlugen sie dreymal auf die Brust, und riefen mit Demuth: Herr! in deinem Glauben lebe ich, darauf sterbe ich, dein bin ich tod und lebendig, Amen! hielten fest auf diesen Glauben, und hätten denjenigen mit Steinen getödtet, der es hätte wagen wollen, eines andern Glaubens zu seyn; jezt, ja jezt haben die Geistlichen gut reden; man glaubt ihnen eben so wenig, als die Juden ihrem Rabbi, wenn er ihnen von der Ankunft ihres Messias was vorschwazt. Selbst die Unfehlbarkeit unsers heiligsten Vaters, des leibhaften Statthalters Christi, steht bey diesen Unglaubigen in so grosser Achtung, als die Unsterblichkeit des grossen Dalai Lama der Tanguter. Man hat die Kühnheit zu behaupten, daß Seine Heiligkeit eben so gut den Staar haben könne, als ein anderer, und daß ihre Nasenspitze gar nicht von der Gefahr befreyet sey, sich manchmal aus Mangel des Lichts in der Dunkelheit blutig zu stossen. — Heiliger Peter, bitte für uns! — — Wenn man nun die Unfehlbarkeit

des himmlischen Vicekönigs leugnet, so können Sie sich leicht vorstellen, daß den andern himmlischen Staatsbedienten, nemlich uns armen Geistlichen, noch viel weniger geglaubet wird. Man nennt uns Stokblinde, welche ein aberglaubisches Fell über den Augen haben, und lacht über unsre Forderung, daß wir uns das Recht anmassen wollen, andere zu führen. Wie grob diese Verleumdung sey, ist handgreiflich. Wären wir so stokblind, könnten wir da wohl die Dukaten so genau kennen, und würden wir wohl wissen, welcher Sterbende, besonders wenn er alt und ohne Erben ist, am meisten unsers geistlichen Zuspruchs nöthig habe? Würden wir so gut die silbernen Opfer von den wächsernen unterscheiden, und uns auf die goldene Gottesgelehrtheit mit so vielem Eifer verlegen können? Nein, gewiß nicht! Wir Geistlichen können alle und jede auffordern, eine genauere Münzkenntniß zu beweisen, als wir haben; und doch sollen wir blind seyn! — O mendacium ingens!

Ich weiß gewiß, daß ich Sie auf das neugierig gemacht habe, was die arge Welt unter Aufklärung verstehe. Ich will Ihr Verlangen befriedigen. Sie werden staunen, und sich

mit

mit dem Kreuze segnen, wenn Sie die unerhörte Vermessenheit lesen werden, von welcher die Menschen hingerissen, gerade den Weg zur Hölle wandeln, auf welchem sie sich mit der Fackel ihrer Vernunft leuchten.

Nie würden Sie glauben können, daß Aufklärung in unserm antichristischen Jahrhundert darin bestehe, eher nichts zu glauben, bis man nicht alles gründlich geprüfet habe; und vieles von dem Wesentlichsten unsrer Religion, als Misbrauch und Aberglauben zu verwerfen. Heiliger Gott! kann wohl in der alleinseligmachenden katholischen Kirche, die Christus auf einem fleischernen Felsen gebauet hat, der nicht erschüttert werden kann, ausser von den Würmen und Maden, wenn sie ihn zu Staub verzehren, kann wohl in dieser auf einem so festen Felsen erbaueten Kirche Misbrauch und Aberglauben seyn? Und darf man ihre Lehre prüfen, da sie unfehlbar ist? Darf man dasjenige untersuchen, was von so vielen Konzilien so einstimmig, einige kleine Zänkereyen und Faustbälgereyen ausgenommen, die manchmal dabey vorgiengen, so einstimmig durch die Eingebung des heiligen Geistes erkläret wurde? Nun behaupten freylich diese Kinder der Finsterniß,

welche klüger seyn wollen, als die Kinder des Lichts, daß sie nicht die Lehre der Kirche untersuchen, sondern nur, ob das wirklich alles Lehre der Kirche sey, was wir Geistliche dafür ausgeben. Aber wer sieht nicht ein, daß an der Wahrheit unsrer Worte zu zweifeln, eben so viel sey, als in die Wahrheit Gottes ein Mistrauen zu setzen, und daß dies eine Sünde sey, welche weder auf Erden, noch im Himmel vergeben werden kann? Wir, mit dem Geiste Gottes erfüllte Männer; wir, in deren Händen alle Gewalt der Erde und des Himmels ist; wir, deren Würde über alle Würde der Engeln reicht; wir, zu denen der Herr selbst gesagt hat, ihr seyd das Licht der Welt! wir, die wir auch — wie die glänzenden Sterne am hellen Mittage leuchten, wir — sollen Irrlichter seyn! — O Lästerung über alle Lästerungen, welche durch das höllische Feuer nicht genug kann gestrafet werden! Braucht man stärkere Beweise, daß alles, was wir lehren, die helleste Wahrheit sey, als unser hochwürdiges Ansehen? Sind nicht augenscheinliche Beweise da, daß wir Geistliche vom Geiste Gottes überschattet sind, das er mit feurigen Zungen aus uns spricht? Wer daran zweifelt, der höre unsre Predigten, wenn wir

wider

wider Ketzer, Freydenker, Reformatoren, und diejenigen losziehen, welche sich erkühnen, unsere geistliche Rechte zu schmälern, und er wird den Geist der Weisheit fühlen, der aus unserm Munde in einem feurigen Schwefeldampf, mit Rauch und tödtenden Geruche diese gottlose Verdammte, wie das Rollen des Donners, trift.

Zwar kann ich nicht leugnen, daß viele unserer Lehren den ersten Christen ganz unbekannt waren, daß viele denselben vollkommen entgegen gesezt sind; allein dem ohngeachtet darf kein rechtglaubiger Katholik zweifeln, daß unsre Lehre nicht die wahre Lehre sey; denn Christus gab uns die Vollmacht, seine Lehre zu verändern, wie es die Umstände der Zeit, und — aber dies sey nur Ihnen gesagt, hochwürdigster Herr — und die Umstände unsers Beutels erfordern; und weh denjenigen, die nach dem Verstande der Aufklärung das untersuchen, was wir lehren, und verwerfen, was nicht in der ersten Kirche war; denn unser sind die Schlüssel des Himmelreichs, folglich auch der Hölle, und wir haben die Gewalt, jeden zum Teufel zu schicken, dem es uns beliebt, keine Stelle bey Gott einzuräumen.

Aus dieser uns von Gott ertheilten Gewalt läßt es sich nun leicht folgern: ob wir einem Volke die Pforten des Himmels öffnen werden, welches nach der Aufklärung strebet? Nein gewiß niemals! Jeder für das Wohl der wahren alleinseligmachenden Kirche besorgte Priester wird so viele aufgeklärte Bösewichter und Feinde der Kirche dem Teufel zu Rekruten ausliefern, als er ihrer nur kennen wird; und es soll eine herrliche Freude werden, wie sich das höllische Heer durch die Wizlinge vermehret sehen soll. Zwar müssen wir diese arme dem Verderben so nahe Seelen bedauern; allein wir können nicht anders, und das Wohl und die Aufrechthaltung unserer Meynungen, die wir ohne den größten Nachtheil unserer zeitlichen Wohlfahrt nicht zerstören lassen können, muß uns mehr am Herzen liegen, als die ewige Glükseligkeit aller Menschen. Gott geht uns selbst mit seinem Beyspiele im alten Testamente vor. Er ist (so sagt er von sich selbst) ein strenger Gott, der scharf über seine Lehre hält; sollten wir es minder seyn? Nein! mag also immer die Welt zu Grunde gehen, wir thun genug, wenn wir sie mit unserm geistlichen Mitleiden zur Hölle begleiten.

Mich freut es unendlich, aus Ihrem Briefe zu vernehmen, daß in Ihrem ächt katholischen Vaterlande die Preßfreyheit nie emporkommen wird. Sorgen Sie ja dafür, mächtiger Vorsteher des heiligen Gerichts! daß dies Ungeheuer nie die spanischen Grenzen betrete; denn so lange Sie dieses verhindern, so lange wird die seelenverderbende Aufklärung nie ihr ruchloses Haupt emporheben können. Ihre lieben Spanier sind aufgeklärt genug, wenn sie die Geschichte der Mirakeln, die Kräfte der geweihten Dinge, und endlich diejenigen geistlichen Taxen wissen, welche sie an uns zahlen müssen, damit wir sie mit einem guten Passeport auf die himmlische Reise versehen. Mehr braucht ein Volk nicht zu wissen, wenn es selig werden will.

Aber ohngeachtet Ihrer Versicherungen, mit welchen Sie mich zu beruhigen suchen, daß die Preßfreyheit, und folglich auch die Aufklärung nie in Spanien emporkommen soll; ohngeachtet der Ueberzeugung, daß sie mit der größten Sorgfalt auf das strengste darüber wachen werden, daß Spanien von diesen mehr als egyptischen Plagen befreyet bleibe, so glaube ich doch, daß meine kleine Rathschläge, die

ich Ihnen mitzutheilen mir die Freyheit neh- me, nicht ohne allen Nutzen befolget werden könnten.

Es wäre sehr gut, wenn die heiligen Auf- seher auf den Grenzen ein sehr scharfes Auge darauf hielten, daß kein fremdes Buch, unter was immer für einem Vorwande, und wenn es selbst für den König wäre, in das Land ge- bracht würde; denn Sie können nicht glauben, was diese Bücher, welche der Teufel — — ich kann mich gar nicht anders überzeugen, als daß alle Gelehrte verkapte Teufel seyn müssen — auf dem Ambosse der Hölle geschmiedet hat. Sie können nicht glauben, sage ich, was diese Bücher für Unheil in den Köpfen der Recht- glaubigen stiften. Und wozu braucht auch der König solche Bücher? Es ist nicht gut, wenn die Könige in der Religion weiter sehen wollen, als das gemeine Volk; sie sind, in Ansehung des Glaubens, uns eben so gut unterworfen, als dieses, und müssen, wenn sie selig wer- den wollen, ihre Vernunft in unsre Fessel schmiegen; ist das nicht, so wird der Kirche Christi viel Schaden zugefügt, wie wir leider das traurige Beyspiel in Oesterreich sehen, wo sich der Kaiser einfallen ließ, klüger zu seyn,

als

als seine apostolische unfehlbare Heiligkeit. Zweytens müßten Sie bey Strafe des heiligen Gerichtes allen und jeden verbieten, daß sie ohne besondere Erlaubniß der Geistlichen nicht denken, noch vielweniger schreiben sollen; und wenn einer um die Denkfreyheit einkommt, so muß er auf das getreueste dasjenige offenbaren, worüber er denken will, damit der Geistliche untersuchen könne, ob er ihm die Freyheit geben soll oder nicht; weil es aber hier bloß auf die Offenherzigkeit der Glaubigen ankommt, und unser heiliger Geist, den wir besitzen, nicht so weit sich erstrekt, die Gedanken der Menschen einzusehen, so wäre es gut, bey Sr. Heiligkeit um einen mächtigen Bannstrahl wider alle diese anzuhalten, welche sich erkühnen sollten, ohne vorher eingeholte Erlaubniß zu denken. Da man in Ihrem katholischen Lande noch etwas auf die grosse Macht und Gewalt des Pabstes glaubt, so würde ein solcher apostolischer heiliger Fluch von guter Wirkung seyn, und der Statthalter Christi wird Ihnen selben ganz gewiß aus besonderer Liebe und Sorgfalt für das Seelenheil der Menschen ertheilen; ja ich glaube, das beste würde seyn, Se. Heiligkeit zu bereden, das Denken ohne geistliche Erlaubniß zur Todsünde zu machen; so müßte sich nun

jeder in der Beichte anklagen, und sein eigener Verräther werden; es würde dann dem heiligen Gerichte sehr leicht seyn, die frevelhaften Uebertreter des Gesetzes mit dem Scheiterhaufen zu strafen: ich werde mir Mühe geben, Se. Heiligkeit zu bereden, damit sie zu den fünf Geboten der Kirche noch das sechste hinzufügen: **du sollst nicht denken!** denn hat die Kirche gebieten können: — **du sollst kein Fleisch essen!** welches alle Glaubige am meisten trift; warum soll Sie nicht auch die Macht haben, zu gebieten: du sollst nicht denken! welches nur sehr wenige treffen kann. — Wenigstens wird dieses Gebot den Geistlichen nicht hart fallen.

Die Buchdruckereyen könnten Eure Hochwürden auch vermindern; denn diese sind die teuflischen Gelegenheitsmacher, durch welche die Vernunft verbreitet wird. Und da es nun freylich nicht ganz füglich geschehen kann, sie alle völlig abzuschaffen, so müßte in jeder Buchdruckerey ein Geistlicher als Faktor angestellet werden; so könnte der Schleichweg versperret werden, daß inskünftige nichts ohne Censur gedrukt würde.

Dies sind meine wenigen Gedanken, auf welche Art die Aufklärung verhindert werden könnte. Glauben Sie, daß man mit Nutzen davon Gebrauch machen könne, so wird es mich freuen, daß mir der heilige Geist etwas zum allgemeinen Frommen des blinden Glaubens eingegeben hat. Ich werde nicht unterlassen, für Sie zu beten, daß Gott die Aufklärung mit diamantenen Ketten in der Hölle anschmiede, und mich freuen, wenn ich vernehmen werde, daß mein Gebet erhöret sey, wie ich mich jezt freue, und dem Ewigen von Herzen danke, daß er mich in der seligmachenden Finsterniß wandeln läßt. Ich bin, u. s. w.

Drit-

Dritter Brief.

An Ebendenselben.

Mit dem innigsten Seelenvergnügen erfahre ich aus öffentlichen Blättern, daß in Ihrem lieben Vaterlande die Sucht der Aufklärung noch nicht eingerissen sey, und daß ihr frommer König — Gott wolle Se. Majestät lange auf dem Throne erhalten — durch ein in diesem unglaubigen Jahrhunderte nie erhörtes Beyspiel gezeiget habe, wie sehr sein Verstand in die heiligen Fesseln der Geistlichen geschmiedet sey. Der grosse Gott gebe, daß sie nie zerbrochen werden! Ich weinte vor Freuden, wie ein Kind, da ich las, daß Se. erzkatholische Majestät den großen wunderthätigen Heiligen Anton von Padua zu Ihrem Großadmiral der Flotte ernannt haben, welche das Raubnest der Unglaubigen zerstören soll. Siehe, sagte ich zu mir im Jubel, sieh, da herrscht doch noch Glaube an Heilige! und ich dankte dem lieben Gott, welcher in Spanien die böse Vernunft gefangen nahm, daß sie nicht so viel Unheil anrichten konnte, wie in andern Staaten.

Ich

Ich zweifle nicht, daß die spanischen Waffen, unter der Anführung des heiligen Anton von Padua, die Barbaren bezwingen werden, und daß dieser Wundermann, welcher ein so grosser Held im Predigen gewesen, daß sogar die stummen Fische herbeygeschwommen sind, und ihm ihren schuppichten Beyfall mit den Schwänzen zugeplatschert haben, daß dieser Wundermann, sage ich, ein eben so grosser Held zu Schiffe seyn werde. Ich wünsche Ihnen im voraus zur Eroberung von Algier Glük, welche Ihnen um so weniger fehlschlagen kann, da Se. Heiligkeit den tapfern Kriegern einen vollkommenen Ablaß ertheilet haben. Sie könnten allenfalls dem Volke kund machen, daß derjenige, welcher recht viele Heiden umbringt, einen grösseren Ablaß gewinnt, als ein anderer; denn man kann Gott keinen angenehmeren Dienst leisten, als wenn man recht viele Unglaubige ermordet.

Bey Gelegenheit, glaube ich, könnten Sie Sr. allerkatholischsten Majestät meine Meynung beybringen, was mit Algier anzufangen sey. Ich finde für gut, daß man keinen einzigen Unglaubigen am Leben lasse, und daß Se. Majestät die Stadt, zu Ehren des heili-

gen Admirals, Antonienstadt taufe. Zur Verbreitung des Glaubens wäre gut, recht viele Klöster daselbst zu erbauen, auch müßten Sie das heilige Gericht auf das schärfeste daselbst einführen. Wenn Sie allenfalls sich entschliessen wollten, die Hälfte der gemachten Prisen an Se. Heiligkeit auszuliefern, so zweifle ich nicht, daß Sie vom apostolischen Stuhle die Erlaubniß erhalten würden, christliche Corsaren errichten zu dürfen, welche noch überdies zur Aufmunterung mit kräftigen Ablässen versehen werden sollten; doch müßten alle Gefangene gezwungen werden, den alleinseligmachenden Glauben anzunehmen, oder unter den grausamsten Martern ihr Leben zu verlieren. Melden Sie Sr. Majestät meine unterthänigste Freude, die ich wegen Ihrer Beständigkeit im Glauben empfinde. — Ach warum gleichen nicht alle Fürsten der Welt diesem — frommen Monarchen!

Ja leider warum nicht? Dieser Gedanke trübt meine Stirne wieder, und gießt Wermuth in den Freudenbecher, welchen ich auf einige Minuten trank. Warum muß ich mich erinnern, daß es in Oesterreich nicht so ist, wie in Spanien. Ach, der unglaubige Kaiser! Ich

weiß

weiß gewiß, er würde bey einem ausbrechenden Kriege dem Beyspiele Sr. **erzkatholischen** Majestät nicht folgen, und mehr Vertrauen auf seine Lascys, Laudone, Wurmsers, als in den heiligen Anton von Padua setzen; aber dafür wird ihm der liebe Gott auch niemals den Segen ertheilen, daß er schon Gouvernemente errichten kann, noch ehe er die feindlichen Lande erobert hat, wie es der spanische Monarch thut, welcher durch die Gnade Gottes schon bestimmt, was mit Algier anzufangen sey, ob es gleich noch in den Händen der Unglaubigen ist.

In meinem vorigen Briefe habe ich Ihnen die Aufklärung, wie man sie in Oesterreich nennet, beschrieben. Sie äusserten in Ihrem werthesten an mich erlassenen großinquisitorischen Schreiben das Verlangen, die Früchte, welche aus selbiger entsprangen, genau zu wissen. Ich will Ihnen den Greuel der Verwüstung, der daraus entstund, so gut, als er mir bekannt ist, beschreiben.

Die traurigen Früchte, welche dieser verführerische Baum der Aufklärung in Oesterreich hervorgebracht hat, und nach denen alle

mit

mit begierigen Händen und hungrigem Herzen, wie Madam Eva nach dem Paradiesapfel greifen, sind Atheismus, Naturalismus, Indifferentismus, Sozinianismus, und mehrere dergleichen Ismussen, von denen ich zwar nichts verstehe, was sie sind, welche aber doch sehr greuliche Ungeheuer seyn müssen, weil die hochbelobten Prediger in Wien so sehr dawider eifern. Ich muß Ihnen gestehen, hochwürdigster Herr, daß ich von allen den Ismussen, welche so abscheuliche Irrlichter seyn sollen, daß sie die armen Seelen in die höllischen Pfützen verführen, daß ich von diesen Ismussen, sage ich, eben so wenig einen richtigen Begrif habe, als vom Manne im Monden; allein, da es mir bekannt ist, daß unsre Sanctæ theologiæ Doctores schon so manchen Speer wider diese höllischen Ungeheuer eingelegt, und gebrochen, ohne sie gänzlich besiegt zu haben; da ich weiß, daß sie cum omni Formalitate vom heiligen Stuhle des göttlichen Statthalters Fischermeister ex potentia a Deo concessa dem leidigen Satan als ein Erb und Eigenthum per modum Doni übergeben sind, so kann ich nicht anders, als mich für diesen unholdischen Ismussen segnen, und das Land bedauren, das Bäume

mit solchen Früchten behangen hervorbringt. Doch ich will alle die Ismussen dahingestellt seyn lassen, weil ich glaube, daß Ihre Hochwürdigkeit eben so wenig davon verstehen, obschon sie mit der allergerechtesten Gerechtigkeit so manchen Ismussianer in einem Auto-da-fee verbrannt haben. Der Teufel, welcher diese Herren besser kennen muß, als unsere hochgelehrte, wohlweise, ehrenfeste und heilige Theologen, die ihm sie als ein Geschenk übermacht haben, der Teufel also mag zusehen, wie er mit ihnen fertig werden kann; denn wir mit allen theologischen Rittern, und wenn selbst Se. Heiligkeit, umgürtet mit dem Schwerdte, das dem armen Malchus sein Ohr wegpuzte, und auf dem ritterlichen Hahn des Apostelfürstens ausgerüstet, wider sie zu Felde zögen, werden ihnen wohl nie was abgewinnen, — weil sie, als Kinder der Finsterniß, klüger sind, als die Kinder des Lichts. Von diesen Herren will ich also lieber schweigen, und von den andern Früchten der Aufklärung reden, die sich in Oesterreich zeigen.

Die Hauptfrucht davon ist der ganze Verfall der wahren Religion. Seitdem es dem Kaiser einfiel, den Geistlichen über die Achseln

in ihre Karten zu gucken, so hält sich ein jeder berechtigt, ein gleiches zu thun; und da können Sie sich leicht vorstellen, was da schönes herauskommen muß. Da will einer Unwissenheit, dort Betrug der Geistlichen entdecken. Hier haben sie, so sagt man, ihre Rechte erweitert, dort unrechtmässiges Vermögen an sich gezogen; hier dem Volke ein Blendwerk und heiliges Schattenspiel an der Wand vorgemacht; dort — ach wer kann alles das schreiben, was den Geistlichen zur Last gelegt wird! Nun verwirft man das alles, als unreine Schlacken, die dem reinen Golde der Religion von den Dienern des Altars sollen zugesezt worden seyn, und will keine andere, als eine von diesem Unflathe gereinigte Religion erkennen; und was folgt daraus? Sehen Sie den Greuel davon!

Man hat die Ablässe beschnitten. Man behauptet, daß Se. Heiligkeit keine Gewalt hätten, hundert, tausend, fünfzigtausend, oder mehrere Jahre zu bestimmen, die den armen Seelen von ihren Strafen sollen nachgelassen werden! Man sagt, Gott wäre so eigensinnig, sich vom römischen Stuhle nichts vorschreiben zu lassen, wie lange er zu strafen, und wann er zu begnadigen habe; die von Rom ausgefer-

tigten

tigten Pardonsbriefe wären in der andern Welt nicht gültig, weil ihnen die Unterschrift des Monarchen, das heißt: Gottes, fehle. Der Fischerring könnte unmöglich das Siegel seyn, welches dergleichen Generalpardone authentisire, und der Pabst, ein armer sterblicher Mensch, könnte so wenig jemanden die Strafe jenseit des Grabes nachlassen, als ein Fähndrich einen Deserteur begnadigen könne, den der König selbst in Arrest setzen lassen. Dieses und dergleichen spricht man, lacht, wenn Se. Heiligkeit einen Ablaß für die Glaubigen ausschreiben, nennt ihn ein Reinigungsmittel, welches die Päbste ehemals gebraucht hätten, den Beutel der Glaubigen zu purgiren, welches aber jezt ohne Wirkung wäre, weil die Tetzelischen Zeiten nicht mehr existirten, und man das Geld nüzlicher verwenden könnte, als es für Ablässe nach Rom zu schicken; Vergebung der Sünden könnte nur durch ein reuvolles Herz und durch eine Besserung des Lebens erlanget werden; und daß mit den verziehenen Sünden auch die Strafen nachgelassen würden. Dies ist, was die aufgeklärten Frevler reden, und als wahre Unchristen wider den Ablaß des Pabstes behaupten.

Aus diesem werden Sie sich leicht vorstellen können, in welchem Ansehen der überaus

grosse Portiunkulaablaß stehen müsse. Ein im grossen Rufe der Heiligkeit stehender Kapuziner schrieb mir aus Wien, daß es zum Erbarmen anzusehen sey, wie an diesem für die Seelen der lebenden und abgestorbenen Katholicken so grossem und nüzlichem Tage, die Kirchen der behoseten und unbehoseten seraphischen Söhne so leer und wüste sind, daß man ausser etlichen triefäugigten, zahnlosen Betschwestern, die gerne durch den Portiunkulaablaß die Strafen ihrer Jugendjahre, wo sie noch nicht so sehr von der Eitelkeit der Welt überzeuget waren, als jezt, nachgelassen haben möchten, niemanden zu sehen bekommt, und daß folglich an diesem Tage die gewöhnlichen Opfer und Messen um den hundertsten Theil gefallen sind. Auf das ergiebige toties quoties würde gar nichts mehr gehalten; ja diese Pardonstafeln sind sogar, vermög kaiserlichem Befehle, auf das schärfste verboten, auszuhängen. — — O du armer seraphischer Vater, der du deinen lieben bebarteten, kahlköpfigen, kothfüssigen Söhnen ein so gnadenreiches Mittel von Gott erbeten hast, durch das sie in summo otio — arm leben konnten, was mußt du im Himmel denken, wenn du die Mishandlung deines grossen Ablasses erfährst! Deine fünf Wunden müssen dir vor lauter Herzens-

zensleid aufs neue bluten — ach du armer — Kapuzinerpapa!

Wenn man die Ablässe als einen in die Religion eingeschlichenen Mißbrauch betrachtet, so können sie überzeuget seyn, was man auf die Verehrung der Heiligen halten wird. Joseph hat ihrem Ansehen eine gewaltige Ohrfeige versetzet, und seine Unterthanen, die aus närrischer Liebe zu ihm, ein größeres Vertrauen auf seine Weisheit haben, als auf den Pabst, haben nach seinem Beyspiele alle diese heiligen Korporale und Sergeanten im Himmel degradiret, und sie unter die andern Gemeinen wieder in Reihe und Glieder gestellet. Man glaubt nicht mehr an ihre Hülfe, an die so vielfältigen geschehenen Wunder, an die Erscheinungen, welche andächtige Menschen von ihnen gehabt hatten, u. d. gl. Nein, die ganze Vollmacht und Hülfskraft ist den Heiligen genommen; nur an die befruchtende und schöne Kinder machende Kraft des heiligen Anton von Padua glauben noch junge Weiber, welche alte Männer haben. Diese besuchen fleißig die Statue dieses Wundermanns, und lassen ihm ihr Gebet, durch einen hübschen jungen Franziskaner, oder unbärtigen Kapuziner vortragen, welcher es denn auch allezeit so kräftig thut, daß die junge Frau nie

unerhört nach Hause kommt, und ihren alten Eheherrn auf die Vorbitte des heiligen Antons mit einem lieben Söhnchen oder Töchterchen beschenket. So handgreiflich aber hier die Wundermacht des heiligen Antons bewiesen wird, so sagt man doch, daß der unglaubige Kaiser alle diese zu ihm angestellte Andachten verboten habe, und dem Heiligen sogar verbieten wolle, inskünftige keine Wunder mehr zu wirken, weil er natürliche Kinder und keine wunderbare in seinen Staaten haben will. — Ob ihm der heilige Anton gehorchen werde? Ich glaube — schwerlich [· —]!

Sind die Heiligen im Himmel um ihre Charge gekommen, so werden ihre Bilder noch weniger geehret. Diese betrachtet man als die kunstehrende Karrikaturen irgend eines Stümpers, der, weil er zu sonst nichts taugte, gut genug war, die Statue, oder das Bild irgend eines Heiligen zu verfertigen. Man lacht über die redenden, lachenden, weinenden Marienbilder eben so gut, als über die blutschwitzenden, haarwachsenden Christibilder, und läugnet mit kühner Stirne, daß jemals ein Wunder bey irgend einem Bilde geschehen wäre. Aus dieser Ursache brennt man weder Kerzen vor selben, noch hängt man allerley Gott — und den Geist-

lichen

lichen angenehme Opfer dahin. Die nüzlichen Wallfahrten sind auf Befehl ganz abgeschaffet, und die noch wenigen andächtigen Seelen fürchten gar, daß man die Kirchen sperren, und die Wunderbilder wegnehmen werde, um den Zulauf des heiligen — dummen Volks zu vermindern. — Ach welche Mißhandlung wird da vorgehen, wenn diese Kraftbilder in die Hände der frevelnden Spötter kommen, welche sich erkühnen, tausend gegen eins zu wetten, daß kein Wunder geschehen soll, sobald diese Bilder, und wenn es alle aus der ganzen katholischen Welt wären, in ihren Zimmern stehen. Ich glaube es gerne; denn sie sind unwürdig, Wunder zu sehen.

Und, ach! welch ein Jammer ist erst das! Aller Glauben an Hexen, Gespenster, Teufelbesessereyen ist — verschwunden. Was das noch Gutes war, da die Leute an so nüzliche Dinge glaubten. Da hatten doch die armen Mönche noch gute, ergiebige Zeiten; da brachten die Bauern noch ihre Hühner, Enten, Gänse, Schmalz, Eyer, Butter, u. dgl. in die Klöster, und liessen sich dafür geweihte Sachen geben; aber jezt fressen die Schelmen lieber ihre Enten und Gänse selbst, und verkau-

sen das übrige, anstatt es an die Geistlichen zu kontribuiren, und diese armen Teufel können an ihren Amuletten, Lukaszetteln, Benediktuspfenningen nagen! — O umgekehrte Welt! Es ist sogar den armen Mönchen verboten, dergleichen Dinge bey sich zu führen. Welche Ungerechtigkeit! den Juden gab der Kaiser die Erlaubniß, mit ihren schlechten Waaren zu hausiren, und den Mönchen verbietet er es, weil — die Waare der Mönche noch schlechter seyn soll, als der Juden ihre.

Ich kann den Jammer nicht aushalten, mein Herz blutet, und ist schwach vor Wehmuth, ich muß mich an den Thränen Christi laben, — ach diese sind noch mein Trost! In meinem künftigen Brief will ich Ihnen die fernere Beschreibung von den unseligen Früchten der Aufklärung mittheilen. Sie werden sich vielleicht wundern, wo ich das alles so genau herhabe. Ich muß es Ihnen sagen, damit Sie meiner Erzählung Glauben beymessen. Ich habe die ganze Beschreibung von den glaubwürdigsten Männern aus Wien selbst erhalten. Denn obgleich der Kaiser alle Kommunikation der Geistlichen mit dem Pabste aufgehoben hat, so gibt es dennoch welche treue Diener Sr.

Heilig-

Heiligkeit, die keine andere Macht auf Erden, als die Obergewalt des Pabstes, erkennen, und ihm von allem, was da vorgehet, einen treuen Bericht erstatten. Selbst der würdige Oberhirt zu Wien, der seine Schaafe so gut, sich aber noch besser weidet, läßt nichts vorbeygehen, daß er nicht alsogleich nach Rom berichtet, und so können Sie sich leicht das Räthsel auflösen, woher ich alles so genau weiß. Und sollten auch alle Geistlichen mit ihren Oberhirten, wie es leider nur die meisten thun, mehr dem Kaiser, als — dem Pabsten gehorchen, so ist der päbstliche Nuntius noch am Hofe, und so — — —

Ich wünsche Euer Hochwürden alles Wohlergehen des Leibes und der Seele, und will bey den Thränen meines Erlösers auch Ihrer gedenken.

Vierter Brief.

An Ebendenselben.

Ich bin nun durch die mächtigen Thränen gestärket, und fühle Kraft in mir, Ihnen die Früchte der Aufklärung, die in Oesterreich davon sich zeigen, mit neuer Stärke zu schildern. Wie bedaure ich alle Unglaubige, denen der herzerquickende Trost versagt ist, daß sie nicht in ihrem Leiden zu diesen Thränen ihre Zuflucht nehmen, und darin alle ihre Schmerzen vergessen können. Ohne dieses seelenstärkende Labsal könnten weder ich, noch Se. Heiligkeit den Greuel der Verwüstung ertragen; aber durch diese göttliche Wohllust berauscht, vergessen wir auf alles, und werden oft in den Vorhimmel des heiligen Paulus entzücket.

Das Fegfeuer hat durch die Aufklärung keine geringe Erschütterung erdulden müssen, so zwar, daß, wenn Se. Heiligkeit nicht bald einige Baumeister hinunterschicken, der ganzen Vormauer desselben, welche diesen Reinigungsort von der Hölle trennt, ein völliger Einsturz drohet. Wenige Leute glauben mehr daran,

und

und, was das schlimmste ist, auf die Erlösung, welche durch Geld erkauft wird, hält man gar nichts mehr. Selbst die Pforten der Hölle werden aus ihren Angeln gehoben, und man will das ganze Reich des Teufels vollkommen vernichten. Wenn es den Spöttern gelingt, wenn diese Rebellen ihren rechtmäßigen Fürsten, Seine teufelische Majestät, vom Throne stossen. — Wehe dann uns armen Geistlichen, die wir seine treuen Werber waren, und ihm so viele Rekruten — wenigstens in unsern Gedanken, und mit den Worten — zugeschikt haben!

Das große unblutige Opfer der Messe ist ganz in Geringschätzung gekommen. Man achtet es so wenig, daß die unglaubigen Oesterreicher nicht einmal mehr dafür zahlen wollen; oder, wenn doch noch hie und da welche sind, die eine Messe lesen lassen, so wird darüber ärger gehandelt, als beym Juden um ein altes Stük verlegenen Zeuges. Man behauptet nun, daß Niemand daraus ein Verdienst schöpfen könne, wenn er die Messe bezahlet; daß es wider die Schrift wäre, wo in den Prophezeyhungen stünde, Christus sollte nur einmal verkaufet werden, und nicht täglich, und daß es

eine

eine grosse Sünde sey, wenn die Priester alle Judasse Iskariote seyn, und den lieben Gott alle Tag für dreyssig kupferne Silberlinge verkaufen wollen. Dies hat uns ein Ehrwürdiger Messenverkaufer geschrieben, der sich in seinem Briefe nicht genug beklagen konnte, — **was für schlechte Zeiten jezt wären!** Es sey keine Möglichkeit (schreibt er) zu leben; und viele, weil sie, als ächte Geistliche, nichts anders wissen, als ihre Messe schlecht und recht zu buchstabiren, sehen sich gezwungen, entweder Holzhacker oder Hausnarren abzugeben. — Das lezte, glaubte er, wäre noch das — rühmlichste für einen Priester.

Ist das nicht ein Jammer, hochwürdigster Herr, daß man den ergiebigsten Artickel in der geistlichen Handlung verbietet und ausser Werth setzet? Wer kann das besser wissen, als wir, daß eine gezahlte Messe verdienstlicher sey, als eine ungezahlte? Freylich mags wohl beym lieben Gott nicht so seyn; aber bey uns ist es gewiß anders; und da wir die Macht haben, den Werth der geistlichen Dinge zu bestimmen, so läßt sichs leicht einsehen, daß ein jeder nach seiner Gabe auch seine Verdienste erhalten wird. Hat doch in weltlichen Gerichten die Schrift

immer

immer stärkere Beweise für die Gerechtigkeit des Prozesses, sobald sie in Goldumschlag gebunden überreicht wird; warum soll eine Messe, für welche baare dreyssig Kreuzer gezahlet werden, nicht verdienstlicher seyn, als die umsonst gelesen wird? Es ist freylich etwas schändlich, den lieben Gott um dreyssig Kreuzer zu verkaufen, und wir möchten nichts dawider einwenden, wenn uns wenigstens ein gerändeter Dukaten — allenfalls könnte er auch ungerändet seyn — dafür gezahlet würde; allein die Welt schätzt das Geistliche nicht so hoch, um so viel Geld dafür zu geben, und wir müssen zufrieden seyn, wenn wir unsern richtigen halben Gulden dafür haben. Es giebt Christen, welche noch jüdischer sind, als die Priester der Israeliten waren; diese weigerten sich nicht, dreyssig Silberlinge zu zahlen, jene wollen oft kaum fünfzehn geben; und was wollen dann die armen Judasse thun, da sie nichts zu leben haben? — Sie müssen die Messe um die Hälfte verkaufen. — O Gott, erbarme Dich deines Volkes!

Noch ein grosser Aerger, welcher durch die Aufklärung ins Land kam, ist, daß bey grosser Strafe verboten ist, geweihte Kerzen, Rauch-

wert

werk und angerührte Rosenkränze zu verkaufen. Zwar hätte der Kaiser nicht nöthig gehabt, ein Verbot dawider ergehen zu lassen; die unglaubigen Oesterreicher halten ohnehin nichts mehr darauf; aber eben das Verbot des Kaisers, welcher seine Unterthanen zum Unglauben aufmuntert, das ist unverzeihlich. Noch wollte ich nichts sagen, ob es gleich immer frevelhaft ist, wenn Rauchwerke allein verboten wären; aber auch die geweihten Kerzen und Rosenkränze, das ist mehr, als alle zehn Gebote Gottes übertreten. Der Kaiser muß gewiß noch niemals Halsschmerzen gehabt haben, oder wenn er welche hatte, so müssen seine Aerzte so vermessen gewesen seyn, ihn ohne die Hülfe des heiligen Blasius davon zu befreyen, sonst würde er die Wunderkraft der geweihten Kerzen nicht verachten. Stellen Sie sich vor, hochwürdiger Herr, welch ein Jammern und Wehklagen unter den Kerzenweibern, den Klientinnen des heiligen Blasius, herrschen muß, wenn ihr heiliges und geweihtes Negozium auf einmal eingestellet ist. Ich wollte um tausend Gulden nicht in Oesterreich seyn, und das Heulen der frommen Kerzenweiber anhören.

Hätte

Hätte ich mich doch nicht durch mein Versprechen verpflichtet, Ihnen all die schändlichen Früchte der Aufklärung, die man in Oesterreich findet, getreulich anzuzeigen, so könnte ich von dem häßlichsten aller Laster schweigen, das durch die Aufklärung in Oesterreich eingerissen ist; aber so muß ich das Versprechen erfüllen, welches ich that, und Ihnen das unglaublichste, was je ist erhört worden, schreiben. Gott wird mich stärken, daß ich nicht dreymal darüber ohnmächtig werde. Ich bitte Sie, Ihren heiligen und gerechten Zorn zu mäßigen, wenn Sie alles lesen, damit kein Schlagfluß Ihren großinquisitorischen Körper treffe, und Dero für das Heil der Religion so nüzliches Leben verkürze, oder doch wenigstens — Ihren Kopf in etwas verrücke.

Schon der von Sr. päbstlichen Heiligkeit vermög göttlicher Gewalt verfluchte Martin Luther, ist auf den teufelischen Gedanken verfallen, daß am Freytage ein Stük Rindfleisch eben so gut schmecke, als am Sonntage; allein diese erzketzerische Lehre fand nirgends, als bey seinen verdammten Anhängern Beyfall; in allen katholischen Ländern, besonders in Oesterreich, segnete man sich ärger dafür,

als

als vor dem leibhaften Teufel, und man war fest überzeuget, daß der Katholik Freytag und Samstag kein Rindfleisch essen dürfe, ob er gleich an andern Tagen — Ochs genug war. Doch nun, da die Aufklärung im Lande ist, was glauben Sie wohl, hochwürdiger Herr, das jezt geschieht? Hören Sie den Frevel und erschrecken Sie! Die Oesterreicher lassen sich an gebotenen Fasttagen ihr Fleisch, ihre gebackenen Hühner eben so gut schmecken, als an andern Tagen, und scheren sich den Geyer darum, ob im Kalender Quatember oder nicht gezeichnet stehe. Und welche Ursachen führen sie an? den Hottentotten könnte so was nicht einfallen. Sie sagen, Se. päbstliche Heiligkeit wären zu weit entfernet, um ganzen Ländern den Küchenzettel zu machen; denn um dieses zu thun, müsse man genau wissen, was ein jeder in seiner Speisekammer habe. Man sehe nicht ein, warum Fische Gott angenehmer seyn sollen, als Fleisch; vielmehr, sagen sie, erhelle aus der heiligen Schrift das Gegentheil; es wäre kein Fisch in dem Stalle zu Bethlehem gewesen, wohl aber ein Ochse, und wie könne also der Pabst das Fleisch von diesem Thiere zu essen verbieten, welches der Herr gewürdiget hat, bey seiner Geburt ge-

genwär-

genwärtig zu seyn? Sehen Sie, hochwürdigster Herr, welch ein Greuel das sey, ob es in Sodoma ärger zugehen konnte!

Wie dank ich dem lieben Gott, daß ich nicht zu Wien, sondern in Rom bin. Bey uns wird an den gebotenen Fasttagen gewiß kein Fleisch gegessen. Jeder Italiener weiß, welche grosse Sünde das sey, und meidet sie. Auch würden Se. Heiligkeit denjenigen gewiß sehr scharf züchtigen, der wider ihr allerheiligstes Gebot handeln wollte. Ja gewiß, sage ich, Sie würden es scharf ahnden; denn ob Sie sonst gleich sehr nachgiebig sind, so können Sie doch mit Recht kein solches sträfliches Verbrechen gestatten. O Roma la Santa! Wie gebenedeyet bist du unter den Städten! In deinen Mauern sind zwar Bordelhäuser; es wird darin gestohlen, gemeuchelmordet, geflucht, falsch gespielt, und sonst noch mancher Unfug getrieben, aber doch — Gott sey dafür gelobt und gepriesen — Freytag und Samstag, und an andern gebotenen Fasttagen — kein Rindfleisch gegessen!!

Dies sind die unseligen Früchte der Aufklärung, die mir bis jezt noch bekannt sind;

sollten noch mehrere aufblühen und zur Reife gedeihen, so werde ich geflissen seyn, sie Ihnen, hochwürdigster Herr, auf das pünktlichste zu schreiben. Beklagen Sie indessen mit mir die armen ewig unglükseligen Oesterreicher, welche den ewigen Tod an diesen Früchten sich eressen; und beten Sie mit der Innbrunst zu Gott, mit welcher ich bitte, daß er bald eine völlige Dürre über den Verstand dieser beklagenswerthen Menschen schicke, damit er austroknen und die höllischen Früchte wieder verwelken mögen. Der Herr bewahre Sie vor allem Uebel, und lasse Sie Freytag und Samstag nie — zum Ochsen werden.

Ich bin u. s. w.

Fünf-

Fünfter Brief.

An den Exprovinzial der Jesuiten in Lissabon.

Würdigster Vorsteher der in Gnaden verabschiedeten, aber noch heimlich existirenden Gesellschaft Jesu!

Werthester Freund!

Ich nehme den größten Antheil an den wiederauflebenden Hoffnungen, welche Sie haben, daß Ihre heilige Gesellschaft wieder ihr Haupt öffentlich werde emporheben können, und mein frömmster Wunsch ist täglich, daß es nur bald geschehen möchte. So lange Ihre Gesellschaft die Vernunft der Menschen in ihren Fesseln gebunden herumführte, war alles gut; aber so bald sie von der Erde vertilget wurde, risse sich diese Unbändige los, und stiftete Unheil. Sie schrei-

schreiben, daß Portugal vielleicht wieder zuerst Ihren Orden zurükberufen wird; und führen Ursachen an, die mir selbst sehr einleuchtend sind. In der That können sie von der Königin Majestät sehr vieles hoffen, die ihre Andacht und ihre Anhänglichkeit für Religion sattsam durch den prächtigen Empfang der Nonnen bewiesen hat; und von dem künftigen Beherrscher, dem jetzigen **glorreichen** Prinzen von Brasilien haben Sie noch mehr zu erwarten. Ein Prinz, der zur Uebertragung eines Bildes so viel verwendet, weil es in einem ihm zugehörigen Orte seinen Wohnsitz nach zwanzig Jahren wieder einmal aufschlägt, was kann man nicht alles von dem hoffen!! Ich möchte ihn sehen, den lieben, frommen, uɐʃ!ɔɐu Prinzen, der schon so frühe zeigt, was er einst — auf dem Thron seyn werde. O du glükliches Portugal, dessen Beherrscher — — — Ja, was wollte ich schreiben? In meiner Extasis habe ich es ganz vergessen. — Ihrem lieben Prinzen soll Gott seine Studia segnen!!!

In Portugal also, liebster Freund können Sie gute Hoffnung fassen; allein, wenn ihr Orden in allen Ländern wieder emporkommt, so seyn Sie doch versichert, daß in Oesterreich

Ihre

Ihre herzliche Gesellschaft auf immer von nun an bis in alle Ewigkeit erloschen bleiben wird. Ja, hochwürdiger Herr, in diesem unglüklichen Lande, dessen Beherrscher der größte Unglaubige, ein Freund der Vernunft, und ein Feind des gefesselten Verstandes ist, der seinen künftigen Thronfolger ganz nach sich zu bilden sucht, und von dem, wie man sagt, auch alle Erwartung da ist, daß er einst seinem Oheim ganz gleichen werde, in diesem Lande dürfen Sie nichts erwarten. Sie werden vielleicht bey diesen meinen Zweifeln lachen, werden denken: „was können Jesuiten nicht, wenn sie wollen, und nur wieder einmal festen Fuß gefasset haben?“ Allein ich will Sie durch einige Handlungen dieses Monarchens überführen, wie wenig Sie von ihm hoffen können.

Wem kann es mehr bekannt seyn, als Ihnen, wie groß die Macht der Päbste allzeit war, und daß kein Fürst ungestraft dieselbe schmälern durfte; und was glauben Sie? **Joseph** hat es gethan! Joseph! und — was das ärgerlichste dabey ist — er sizt so fest auf dem Throne, als wenn er der gehorsamste Sohn des Pabstes wäre. — Ist das nicht unerhört? Gleich bey dem Antritt seiner Regierung fiels ihm ein, alle

Mönchsorden in seinen Staaten unabhängig von ihren zu Rom residirenden Generalen zu machen, und folglich also auch von Sr. Heiligkeit. Die päbstlichen Soldaten protestirten vergebens, sie könnten keinem andern Generalen gehorchen, als den ihnen der Statthalter Christi vorgesezt hätte. Joseph blieb bey seinem Entschlusse, keine fremde Generale zu haben, und die Mönche mußten sich auf Gnad und Ungnad ergeben. Was das für ein Unglük war, können Sie sich leicht vorstellen. Zwar hätten Se. Heiligkeit, und auch die Ordensgenerale, den Mönchen gerne den Gehorsam erlassen, wenn nur die bestimmten Gelder jährlich nach Rom gekommen wären; aber — schaudern Sie bey dieser Ungerechtigkeit! — der Kaiser wollte die heiligen Staaten nicht mit seinem Gelde profaniren, und behauptete, das Geld, welches er münzen liesse, sollte im Lande bleiben, und er sehe gar nicht ein, wie er dazu verbunden wäre, Generale zu zahlen, die ihm nicht dienen. Wäre es aber doch nur bey dem geblieben. Allein der Langhändige grif weiter.

Ich weiß nicht, wie er auf den Gedanken verfiel, daß man auch ohne die Erlaubniß des Pabstes Kinder machen könne; und da gebot

er,

er, es solle keiner sich unterfangen, der allenfalls Lust hätte, bey einem schönen Mühmchen zu schlafen, deswegen nach Rom zu schreiben, damit er es thun dürfte. Er wollte, daß seine Bischöffe eben das Recht hätten, die Erlaubniß zu ertheilen, mit einer Muhme die Welt zu vermehren, welches der Pabst allein zu haben forderte, und verwies alle seine Unterthanen an die Bischöffe seiner Staaten. Diese Forderung war eine der härtesten. Se. Heiligkeit machten Einwendungen dagegen, allein Joseph widerlegte sie immer so **gewaltig**, daß Pius sich gezwungen sah, nachzugeben, da seine Unterschrift niemals so **mächtig** seyn konnte; denn in der That zittert man jezt nicht mehr so sehr dafür, wenn es heißt, N. N. unterm Fischerring, gesiegelt mit zween Schlüsseln; als wenn man liest: Joseph mit dreymalhundert tausend Mann. Was konnte der Pabst einem so triftigen Beweis entgegen setzen? Seinen matten, feuerlosen Bannstral! die Kinder in Oesterreich fürchten ihn nicht mehr, um so weniger Josephs Krieger. Wie gesagt also, Se. Heiligkeit, da Sie nichts ausrichten konnten; so überliessen sie sehr — **freywillig**, und aus Liebe zum Frieden, weil sie keine Soldaten hatten, den Bischöffen des Kaisers in die Zu-

 kunft

kunft das Recht, einem jeden die Freyheit zu ertheilen, so viele Kinder zu machen, als er — könne, und mit wem er wolle.

Die Dispensationen in Ehesachen wurden also dem apostolischen Stuhle in optima Forma mit aller Freundschaftsbezeugung genommen. Das Schönste dabey war, daß sich der Kaiser in allen Briefen an Se. Heiligkeit immer unterschrieb — dero gehorsamster Sohn! Allein so schmeichelhaft diese Unterschrift seyn mochte, so hätten es Se. Heiligkeit lieber gesehen, wenn Joseph, ungehorsam, ihnen ihre Einkünfte unbeschnitten gelassen hätte, als daß er, als der gehorsamste Sohn, dem päbstlichen Kammerbeutel ein Loch riß, welches nimmermehr zugeflikt werden kann. Sie wissen was die Dispensationen immer für ein schönes Geld trugen. Denn selten waren die Armen nach einer Muhme lüstern, sondern begnügten sich mit einem andern Stük Fleisch ihren animalischen Hunger zu sättigen; es fiel also nur den Reichen ein, daß es sich bey einem hübschen Mühmchen besser schlafen müsse, als bey einem andern Mädchen; und denen wußte man die Sache aus den Büchern Moses so klar zu demonstriren, wie das, ohne vieles Geld

dafür

dafür zu zahlen, nicht möglich sey, daß sich die Reichen gerne gefallen liessen, so viel zu geben, als man forderte.

So viele Eingriffe in die päbstlichen Rechte und — Gelder wären in den vorigen Jahrhunderten schon hinlänglich gewesen, den Kaiser mit aller möglichen Ceremonie dem Teufel zu übergeben, und des Reichs unwürdig zu erklären; und doch blieb Joseph nicht dabey stehen, sondern gieng weiter. Die Taxen, welche ehemals die Bischöffe, Prälaten und Aebte für ihre Confirmation nach Rom zahlen mußten, wurden so herabgesezt, daß sie jezt Sr. Heiligkeit nicht einmal so viel eintragen, ihren Schweizer damit zu besolden. Die päbstlichen Monate, in welchen Sie das Recht hatten, geistliche Benefizien zu vergeben, wurden unter dem Vorwande aufgehoben, weil unter allen Monaten im Kalender kein Pabstmonat stehe; und das Recht, die Bischöffe zu ernennen, völlig annulliret. Dies brachte nun wieder ein entsezliches Vakuum in den päbstlichen Beutel; denn mancher ließ sichs recht viel kosten, um bey einem etwa vorfallenden Konzilium mit dem heiligen Geist erfüllet, oder ein Hauer im Weinberge des Herrn zu werden. So viele

Ungerechtigkeiten begieng der Kaiser in Ansehung des Pabstes, hören Sie, bester Freund, was er mit den Klöstern that.

Es kann Ihnen nicht unbekannt seyn, daß der Kaiser ein aufgeklärter Kopf ist, wie die böse Welt sagt, diese seine Aufklärung führte ihn auf einen Einfall, um dessentwillen er in der andern Welt gewiß durch alle Ordensstifter wird müssen Spiesruthen laufen. Er fand, wie er sagte, daß es weder mit den göttlichen noch weltlichen Gesetzen übereinstimme, daß es Leute geben solle, welche ein Privilegium hätten, Gott zu lieb — Taugenichtse zu seyn, und müßig zu gehen. Unter diesen verstund er nun die lieben Mönche, und beschloß eine Reforme mit ihnen vorzunehmen. Erstens sagte er, sey es unbillig, daß der Esel, welcher nichts thut, als auf der Wiese herumzuspringen, und seyn J — a zum Lobe des Ewigen anzustimmen, dem Pferde, welches arbeitet, den Hafer wegfressen solle. Von diesem Gleichnisse machte er diese höchstärgerliche Anwendung. Die Mönche thun nichts, als Singen und Beten, es ist also unbillig, daß sie die meisten Güter besitzen und im Ueberflusse leben sollen, besonders, da sie noch die Armuth geschworen haben; daß hingegen

gegen diejenigen, welche unter harter Arbeit ihr Leben zubringen, kaum ihren Magen mit schwarzem Brode füllen sollen. Vermög diesem nach aller mönchischen Logik höchst unrichtigen Schlusse, zog er die meisten Klostergüter ein, und hob sogar, um die Zahl der Müßiggeher, wie er sagte, zu verringern, viele derselben auf. Es mußte recht zum Herzbrechen seyn, die getreuen Soldaten des Pabstes zu sehen, wie sie ihre Montur ausziehen, und ihre geistlichen Kasernen verlassen mußten.

Und — O Entheiligung! — auch die lieben Bräute des weissen Lammes mußten hinter den Palisaden hervor, hinter welchen sie sich mit ihrer Jung fer - schaft wider die Anfälle des Teufels verborgen hielten, und sich seiner Stürme auf ihre jungfräuliche Reinigkeit mit Rosenkränzen, und mit einem alle höllische Geister in die Flucht schlagenden Geschrey: Domine exaudi Fozem meam! ritterlich erwehrten; ja auch diese lieben Bräutchen mußten aus ihren Verschanzungen heraus und mit ihren heiligen Füßchen die arge Welt wieder betreten, vor deren Verführung sie sich in die Mauren ihrer Klöster, und in die Arme der Mönche, die sie mit einem kräftigen Stoßgebetchen

wider

wider alle Anfechtungen zu bewahren wußten, aus heiligem Antriebe geflüchtet hatten. Der Kaiser, welcher — Gott seys geklagt — nicht viel auf das Gelübde der Keuschheit hält, das ein Mädchen schwört, weil, wie er sagt, die Mädchen, selbst wenn sie verheyrathet sind, viele Ueberwindung brauchen, um — mit einem Manne zufrieden zu seyn, was müssen sie also nicht **versuchen**, wenn sie keinen haben? der Kaiser also, sage ich, der auf die Keuschheitsgelübde nichts hält, fand es unschiklich, daß Gott so viele Bräute haben sollte, und hielt es für besser, wenn sich diese hochbelobten Bräute Christi, welche alle einen starken Beruf zu einer zahlreichen Nachkommenschaft hatten, einen Bräutigam mit Fleisch und Beinen wählten: Er glaubte, Gott würde auf diese Art eher das Geschrey, mit welchem sie Domine exaudi Fozem meam! riefen, erhören, als in den Klöstern.

Das war nun ein gräulicher Unfug und ein ärgerliches Spektakel in Oesterreich: den Mönchen ihre heiligen Kleider, — Narrenkleider nennen sie die aufgeklärten Spötter — mit profanen Habits verwechseln, und die schüchternen Klostertäubchen aus ihrem Keffige verjagt zu sehen,

hen, wie sie den gierigen Klauen der Geyer überliefert wurden. Man muß es aber den Nonnen zum Ruhme nachsagen, daß sie — die Alten versteht sich — mit tiefen Kapuchons über den Köpfen, die Rudera ihrer Schönheiten den lüsternen Mannsaugen entziehen; und die Jungen sehen nie, ausser manchmal von der Seite, nach den Männern, und da erheben sie ihren Blik niemals höher, als höchstens bis — zum Hosenknopf. Das Skandalum, welches hierdurch der frommen Welt gegeben wird, ist unbeschreiblich; besonders da viele Exnonnen den jungfräulichen Gürtel jezt ein wenig locker zuschnallen, und — — — ja wer weiter schreiben könnte.

Mit der Einziehung der Klostergüter, mit der Reduzirung der päbstlichen Regimenter ließ er es noch nicht sein völliges Bewenden haben. Er glaubte mehr zu verstehen, als alle Ordensstifter, die er für schwärmerische Phantasten hält. Die Kleidungen der noch existirenden Mönche wurden reformiret. Er wollte, daß die Kapuziner und andere Barfüsser mit Schuhen und Strümpfen nach dem Himmel marschiren sollten, und befahl, daß künftig keiner unbeschuhet sich blicken lasse. Zur Ursache führte er an,

daß

daß es unschiklich sey, mit kothigen Füssen zum Altare zu treten, und als ein unsauberer, ekelhafter Schmuzhammel den Leuten unter die Augen zu treten. Gott, sagte er, könne an keinem unflätigen Heiligen einen Wohlgefallen haben. Man spricht sogar, daß er inskünftige eine Vorsorge treffen wolle, vermittelst welcher auch das Kapuzinerpulver in Ersparung gebracht würde. Welche Grausamkeit allen Kapuzinern den Himmel zu verschliessen, da ihnen ihr seraphischer Papa nur unter dieser Bedingung denselben versprochen hat, wenn sie lau — — gte Söhne seyn werden!

Alle diese Veränderungen, so unerhört sie sind, werden doch noch von den andern übertroffen, die ich Ihnen in meinem folgenden Briefe mittheilen werde, denn jezt mangelt mir die Zeit weiter zu schreiben. Leben Sie wohl, Gott gebe, daß die erloschene Gesellschaft wieder emporflammen möchte.

Sechs=

Sechster Brief.

An Ebendenselben.

Wenn Ihre Hofnung sich noch nicht um einen grossen Theil vermindert hat, daß in Oesterreichs Staaten das lojolistische Feldregiment wieder errichtet werden wird, so bin ich gewiß, daß das, was Sie jezt lesen werden, selbe ganz in ein Nichts verwandeln werde. Grosser Gott, wer das alles gedacht hätte!

Ich blieb, wenn die Thränen Christi mein Gedächtniß nicht überschwemmet, und die Erinnerung an meine lezten Worte, die ich Ihnen schrieb, ein wenig ausgelöschet haben, wie der Kaiser verlangte, die Kapuziner sollen — Menschen werden. Ich will also jezt der Ordnung nach, fortfahren.

Von der Reforme ihrer Kleider, gieng er zur Reforme der Ordensregeln über. Er erfrechte sich, den in Klöstern so nothwendigen blinden Gehorsam nur auf vernünftige, billige und gerechte Befehle einzuschränken, und erlaubte übrigens allen Obedienten wider die Befehle

fehle ihrer Obern entweder bey ihm selbst, (denn er hat die einem Fürsten höchstunanständige Gewohnheit, seine Unterthanen alle selbst anzuhören) oder bey der hohen Landesstelle zu appelliren. Diese wider den ausdrüklichen Willen der Ordensstifter streitenden Befehl des Kaisers machen sich nun viele zu Nutzen. Kein Prälat, kein Prior, kein Quardian hat jezt die Vollmacht, seine Untergebenen beym heiligen Gehorsam zu schikaniren. Alle Klosterzucht liegt danieder, es herrscht Rebellion und Aufstand in dem Aufenthalte der Demuth und des Gehorsams. Aus vielen Beyspielen soll Ihnen eins zur Ueberzeugung dienen. Ein Kapuzinerpriester in Wien, den die leidige Sucht der Aufklärung angestecket hatte, kam auf den Gedanken, klüger als seine Brüder, ja selbst, als seine heilige Obrigkeit zu werden. Er hielt beym Quardian um die Erlaubniß an, studiren und die Universität besuchen zu dürfen. Der Quardian, als ein heiliger Mann, welcher wußte, daß die Wiener Universität ein mit der Pest der Aufklärung angestekter Ort sey, wo man die von Mißbräuchen gereinigte Religion lehret, wollte sein geistliches Kapuzsöhnchen von dem ewigen Verderben retten, und schlug es ihm ab. Er stellte ihm vor, daß es keinem

Kapu-

Kapuziner anstehe, Verstand zu haben; daß es nach der Ordensregel, welche der große seraphische Vater von Gott selbst empfangen hat, allen Ordenssöhnen ausdrüklich verboten sey, gesunden Menschensinn zu haben, daß Gott nur die Einfältigen liebe, und daß ein Kapuziner besonders nach der Einfalt streben müsse. Er führte ihm zu Gemüthe, daß ein Kapuziner nicht drey Gelübde, wie andre Mönche, sondern viere schwören müsse, das Gelübde des Gehorsams, der Armuth, der Keuschheit und — der Dummheit. Er solle dem Beyspiele seines Stifters folgen, welcher nie die fünf Wunden empfangen hätte, wenn er vernünftig gewesen wäre, und der gewiß keine drey Bettelorden gestiftet hätte, hätte er Verstand gehabt. Allein alle diese Vorstellungen halfen nichts. Der Unselige glaubte, ein Kapuziner könnte eben so gut Verstand haben, als ein anderer, ohne deswegen vom Himmel ausgeschlossen zu seyn, und lachte sogar über seinen seraphischen Vater, daß er dumm genug war, sich einzubilden, die fünf Wunden seines Erlösers empfangen zu haben. Er blieb auf seiner Forderung feststehen, und seine Hartnäckigkeit betrübte nicht wenig den Pater Quardian, welcher kein anderes Mittel mehr sah, diesen Unglüklichen

zu retten, als ihm beym heiligen Gehorsam zu befehlen — ein E—l zu bleiben, und nach Ungarn zu reisen. Und was glauben Sie nun, werthester Freund, daß dieser gethan habe? — Seinem Obern gehorcht! — Hat sich wohl! Er kam beym Kaiser wider diesen Befehl ein, und der schrieb an Se. Eminenz ein Billetchen, worin er befahl, den Kapuzinerpriester in Wien zu lassen, dem er die Erlaubniß ertheilte, vernünftig zu werden. — O Spectaculum inauditum! Ein Kapuziner vernünftig werden!

Täglich noch fährt er fort, mehrere Klöster aufzuheben, und ihre Güter an sich zu ziehen, und man sagt sogar, daß er es so weit bringen wolle, daß man in einigen Jahren in seinen Staaten von der Existenz der Mönche nur aus Büchern sich wird überzeugen können.

Bey sogestalten Sachen glauben Sie wohl, daß Joseph einer Gesellschaft wird die Freyheit ertheilen, sich in seinen Ländern zu verbreiten, von der man behauptet, daß sie zum Nutzen und der Wohlfahrt der Länder zweyhundert Jahre eher hätte aufgehoben werden sollen? Einer Gesellschaft, von der die österreichischen Schriftsteller nicht genug schlimmes und ärger-

liches Zeug schreibseln können, und so viel in den Tag hinein schrifteln, und immer einer den andern bis zum Ekelerregen abschreiben; an der jeder, wenn er ein paar gesunde Finger hat, sich zum Ritter kleksct, und alles aufstoppelt, um sie zu schimpfen? Gewiß nicht! Denn unter uns, werthester Freund, obgleich vieles nicht wahr ist, was man den Söhnen des spanischen Generals, der vielleicht nie auf den Gedanken verfallen wäre, geistliche Söhne zu haben, wenn ihn der fatale Schuß bey Pampelona nicht untüchtig gemacht hätte, leibliche Söhne zu zeugen, obgleich vieles nicht wahr ist, sage ich, was man den Lojolisten zumuthet, so sind sie doch solche Gäste in einem Lande, vor denen man die Thüren verschliessen soll. Ich bin, u. s. w.

Siebenter Brief.

An Ebendenselben.

Ich kann nicht begreifen, wie es möglich ist, daß meine Briefe Ihnen so viele Freude haben verursachen können, indessen ich und Se. Heiligkeit mit der ganzen Orthod-Ochsenzunft über den Greuel der Verwüstung, welcher in Oesterreich herrschet, die bittersten Thränen vergiessen. Sie schreiben mir, der Kaiser müsse, im ganzen Betracht, ein Mann seyn, und Sie wären begierig die übrigen lobwürdigen Einrichtungen zu vernehmen. Wüßte ich nicht, daß Sie ein Jesuit, und was noch mehr ist, ein Provinzial wären, in der That ich könnte darüber aufgebracht seyn; aber so weiß ich zu gut, was ein Jesuit nicht alles thut, um seine Absichten zu erreichen; und eben darum scheint mir Ihr Lob, das Sie dem Kaiser ertheilen, eben nicht das aufrichtigste zu seyn; wie überhaupt nie dem Lobe der Jesuiten zu trauen ist. Indessen will ich Ihnen Genüge thun, und von den übrigen neuen Einrichtungen (in Oesterreich sagt man Verbesserungen der Religion) Nachricht geben, denen

Sie

Sie allen Glauben beymessen können, weil ich Sie aus der sichersten Hand erhalten habe. Nur so viel aber will ich Sie versichern, daß Sie vielleicht aus meinen Nachrichten für die Aufhebung der Gesellschaft in des Kaisers Staaten keinen Vortheil ziehen werden können; denn er ist ein Mann von ganz besonderm Schlage, dessen Schwachheiten man sich nicht zu Nutzen machen kann; und überdies hat er eine ganz ausserordentliche Menschenkenntniß, und weiß recht gut, wem er trauen darf. Ich weiß wohl, daß es ehemals der Jesuiten Sitte war, den Fürsten zu schmeicheln, damit sie um so leichter mit ihnen machen konnten, was sie wollten; allein damit richten sie bey Joseph nichts aus. Er kann nichtsweniger, als das leiden; und er läßt mit Vergnügen jede Schrift ins Publikum treten, worin über ihn geschimpft wird, wie zum Beyspiel: — **Berliner Briefe**, wo — es sollens Jesuiten gemacht haben, raunt man sich zu Wien ins Ohr, und es sieht diesen Herren ziemlich gleich — wo **die Verfasser** ihm ziemlich derbe Grobheiten, das sonst den **feinen** französirten Berlinern nicht ähnlich ist, gesagt werden; aber er verbietet alles Lob auf ihn. Dies ist Joseph, und wenn Sie nach diesem Karaktere

glauben, etwas mit ihm auszurichten, so habe ich nichts dawider; im Gegentheile es sollte mich herzlich freuen. Jezt zu seinen ärgerlichen, ketzerischen Einrichtungen.

Ohngeachtet der so vielen tausend und tausend Wundern, welche vor Alters bey den Gnadenbildern geschehen sind, hat er alle Wallfahrten gänzlich verboten, weil, wie er sagt, Gott überall wäre, und das nur die Erfindung betrügerischer Mönche sey, daß Gott an einem Orte eher, als an dem andern erhören soll. Stellen Sie sich vor, alle Wallfahrten aufzuheben, und zu verbieten, ist das christkatholisch apostolisch gehandelt? Ist das recht, zu behaupten, Gott erhöre an allen Orten? Müssen sich die Leute Gott nicht an allen Orten gleich gegenwärtig vorstellen, der alles mit seiner Gegenwart erfüllet, nirgends mehr, und nirgends weniger ist? Heißt das nicht Gott von seinem Throne stossen, wo er nach der alten Lehre in seiner Majestät saß, und sich von den Händeln, die in der Unterwelt vorgiengen, von den Gnadenbild rn und Heiligen, als seinen hiezu bestellten Aufsehern, die Referate machen ließ, nach welchen er ein Fiat, oder Nonfiat unterschrieb? Heißt das nicht die Bilder selbst um

ihre Ehre bringen, wenn man behauptet, das Beten vor ihnen nütze nichts? Wie sind so viele geschehene Wunder nicht die stärkesten Beweise, daß es im Himmel, wie auf der Erde zugehe; — nichts nach Verdienst, sondern nach der Gunst seiner Patronen? Kann ich von Gott etwas ohne die Vorbitte seiner Heiligen, welche seine Günstlinge sind, erlangen? Und müssen nicht diejenigen besonders viel auswirken können, die er durch so viele Zeichen, als seine liebsten Günstlinge öffentlich deklarirt hat? Ganz sicher! Und doch, doch behauptet der unglaubige Kaiser, die Gnadenbilder wären nur eine betrügerische Erfindung der Geistlichen, welche dadurch das einfältige Volk um ihr Geld betrogen hätten! O Gotteslästerung!

Alle Wunder, obgleich die glaubwürdigsten Zeugnisse für selbe in den Annalen der Klöster existiren, werden bezweifelt, ja ganz und gar weggeläugnet. Umsonst hangen da Krücken und andere Zeichen, als Beweise der geschehenen Wunder; man lacht darüber, und bietet sogar Trotz, daß jezt ein Wunder geschehe. Sehen Sie, so weit geht die Vermessenheit eines aufgeklärten Volkes. Und warum alles das? Weil in den unglaubigen Zeiten der Freydenkerey keine

Wunder mehr geschehen, darum wollen diese Vernünftler auch an keine glauben. Allein würden sie bedenken, daß Gott seine Zeichen nur den Einfältigen mache; daß ein Land, wo Aufklärung herrscht, keiner Wunderwerke fähig sey; daß die Vernunft gar nicht die Eigenschaften habe, Wunder zu sehen, wozu ein blinder Glaube erfodert wird; so möchten sie sich gewiß nicht daran stossen, daß jezt nichts mehr übernatürliches geschieht. Ueberdies darf es ja kaum ein Heiliger mehr wagen, ein Wunder zu wirken. Vor Alters glaubte man alles; man hatte ein völliges Zutrauen in die Wunderkraft der Bilder und Heiligen; die Geistlichen hatten den Glauben des Volks; man hielt ihre Worte für Wahrheit, und darum konnte es die Heiligen und Gnadenbilder freuen, Wunder zu wirken, so viel ihnen behagten, und die Geistlichen für gut fanden; jezt wollte ich es selbst keinem rathen, ein Wunder zu wirken, wenn ihm seine Ehre lieb ist; denn man hat so viele Frechheit, alles zu untersuchen, zu prüfen, zu kritisiren, glaubt nicht mehr auf blosse Worte, und weiß das Ding so lange herum zu drehen, bis es zur natürlichsten Handlung wird; und darum ist es freylich nicht mehr möglich, daß in diesen Zeiten irgend ein Wun-

der geschehen könne. Dieses erwägen nun die freydenkerischen Oesterreicher nicht, und behaupten, es haben vorher auch keine Wunderwerke sich ereignen können, weil sich jezt keine ereignen: das ist gewiß ein falscher Schluß. Vorher waren andere Sitten, andere Leute, ein andrer Glaube; vorher waren die Leute einfältig, jezt sind sie aufgeklärt; vorher hatten die Geistlichen alles Zutrauen, jezt haben sie keines; wer sieht nun nicht ein, daß zuvor haben Wunder geschehen können, und jezt keine; ja hätten die Leute nur ein bischen theologischen Verstand, so würden sie leicht begreifen, daß selbst dies schon ein Wunder ist, weil jezt keins mehr geschieht; denn welcher Heilige wird das von Menschen kritisiren lassen, was er thut?

Wie Schade ist es, daß durch die Aufklärung die Möglichkeit der Wunderwerke bezweifelt, und durch das Gebot des Kaisers, der an allem diesem Unheile schuld ist, das Wallfahrten untersagt wird. Wie schön war es, das andächtige Volk in langen Reihen, mit Fahnen und allerhand schöngepuzten Bildern, zwanzig auch dreyßig Meilen zu Fusse traben, oft viele nur Wasser und Brod geniessen, oder

ihr bischen Vorrath mit dem festen Vertrauen, das wunderthätige Bild werde indessen ihre Familie zu Hause mit dem himmlischen Manna speisen, verzehren, und die Geistlichen zum auferbaulichen Beyspiele hintendrein in bequemen Wagen fahren, und in den Gasthöfen wacker schmausen zu sehen! Mußte das nicht dem lieben Gott angenehm seyn, wenn die Menschen einem Bilde zulieb, Weib und Kind zu Hause vor Hunger schmachten liessen, um vor dem ungestalten Werke eines Meisels oder Pinsels mit voller Inbrunst beten zu können? Musten sich die lieben Geistlichen, statt der Bilder und Heiligen nicht freuen, wenn sie eine Menge Opfer und Geld auf dem Altare fanden, und was musten erst die lieben Kerzelweiber empfinden? Und nun ist alles das verschwunden. — O Kaiser, welche schwere Verantwortung hast du auf deine Seele geladen!

Sind Wunderwerke, Gnadenbilder und Wallfahrten zu Wien in Verfall gekommen, so können Sie sich leicht einbilden, daß die bey den Bildern aufgehängten Opfer in keinem heiligen Ansehen seyn werden; daß aber der Kaiser diese Gott und seiner Kirche geweihten Sachen so profaniren sollte, ist kaum glaublich;

und doch hat er es gethan. Alle silberne und goldene Opfer, welche zur Zierde der Kirchen, zur Erbauung der Glaubigen, zur Ehre der Heiligen, und — zum Nutzen der Mönche aufbewahret wurden, sind samt und sonders herabgenommen worden; alle ex voto Bildlein, welche so viele andächtige Leute zum Beweis des erhaltenen Wunders verehrten, wurden zum Einheizen verbraucht; denn dazu, sagte der Kaiser, taugen sie noch am besten. Und immerhin hätte er die hölzernen Opfertafeln wegnehmen können; auch die wächsernen würde man ihm erlaubet haben; denn an Holz und Wachs haben die Heiligen kein sonderbares Wohlgefallen, aber alle silberne und goldene Opfer, das ist sakrilegisch; und mich wundert es nur, daß sich die Heiligen so gelassen ihr Eigenthum nehmen liessen. — Vielleicht hat die Mutter Gottes bey St. Jakob zu Prag die Kommissarien festgehalten; wenn es nur geschehen wäre, dann würden die Unglaubigen gewiß ausrufen: — Ecce miraculum magnum! Wie es vor so vielen hundert Jahren geschehen ist, welches man aber heutiges Tages nicht mehr glaubet.

Auch die gottesdienstlichen Gefässe sollen aus den Kirchen genommen, und an ihre Stelle andere

andere von schlechteren Metallen gebrauchet werden. — Kann der Kaiser selig werden? Die gottgeheiligten silbernen Kelche und Monstranzen, die prächtigen mit Gold und guten Perlen gestiften Meßgewänder, die in den aufgehobenen Klosterkirchen waren, hat er ohnehin schon alle plus offerendo verkaufet; und jezt will er auch das Silber und Gold aus den andern Kirchen nehmen! Und warum das? Hören Sie seine nichtigen Ursachen.

Er behauptet, das Gold und Silber, welches zum Gottesdienste gebraucht wird, zeige nur von der Eitelkeit, dem Stolze und der Pracht der Geistlichen, aber nicht von der Ehre Gottes. Die ersten Priester hätten weder silberne noch goldene Kelche, weder seidene noch sammetne mit goldgestikte Meßgewände gehabt, und wären frömmere Geistliche, als die unsrigen gewesen. Die ersten Bischöffe hätten weder kostbare Ringe, noch gestikte Handschuhe und Pantoffeln getragen, welches eine unverzeihliche Eitelkeit, eine sündhafte mit Stolz vermengte Pracht sey, die in der Religion nicht geduldet werden könne. Gott sey weder so eitel, noch so stolz, noch so geizig nach Pracht, wie seine Statthalter und Vizestatthalter, daß

er an allen diesen Dingen ein Behagen finden sollte; und Metalle, die bey den Menschen einen Werth haben, können ihn nicht vor Gott haben; es müßte diesem ewigen Grundwesen angenehmer seyn, wenn man das Silber und Gold zu nüzlicheren Dingen verwendete, als daß es todt und ungebraucht, ausser manchmal von den Geistlichen, in den Kirchen liegen solle. Dies sind seine Gründe, die, Sie müssen es selbst gestehen, kein — Geistlicher billigen kann. Und was glauben Sie, wie er das Geld, welches er aus den Klöstern, Kirchenzierathen und Opfern erhält, anwendet? Kann es wohl schlechter gebraucht werden? Um Ihre Neugierde zu reizen, will ich Sie ein bischen rathen lassen.

Nun, werden Sie sagen, er erbauet neue Kirchen! — Ja, hat sich wohl! — er stiftet Seelen- und andere Messen — Gott bewahre! daran denkt er gar nicht. Er vergrössert den Gehalt der Bischöffe. — Ey behüte, den vermindert er noch; weil er sagt, die Apostel wären zu Fuß in die Welt gegangen, das Evangelium zu predigen, und daß es sich also für ihre Nachfolger nicht schicke, in einem grösseren Pomp zu leben, als ein weltlicher Fürst. — Er stiftet Dohmkapiteln, wo etliche vier und

zwanzig müßiggehende Dohmherren essen und trinken können! — Denen ist er feind, weil er die Müssiggänger nicht leiden kann. — Aber sie beten — thut nichts. Beten, sagt er, sey keine Arbeit, und müsse nur zu solchen Stunden geschehen, wo man nichts besseres und nothwendigeres zu thun habe. — — Ey zum Henker, was thut er also mit allem Gelde? Hören und erstaunen Sie? Es fiel ihm ein, daß Gott nichts liebers habe, als für wahre Arme zu sorgen, damit sie nicht vor Hunger im Elende verschmachten müssen. Er sagte, Gott habe uns die thätige Liebe empfohlen, diese aber bestünde darin, den Unglüklichen, der es ohne seine Schuld ist, den Armen, der Alters oder anderer Ursachen halber, sich nichts verdienen kann, zu unterstützen; diesem zufolge errichtete er ein Institut: **die Vereinigung aus Liebe des Nächsten** genannt, aus welchem alle Armen erhalten werden, und zu diesem Institute verwendet er das Geld, welches er aus Klöstern, Opfern und Bruderschaften (denn sie sind leider auch aufgehoben) gezogen hat. Nun sagen Sie, werthester Freund, heist das zur Ehre Gottes die heiligen Gelder verwenden? Ist es erlaubt, den Tempel Gottes zu berauben, um arme, preßhafte Menschen

zu

zu ernähren? Nein, in unsrer Theologie, in unsern kanonischen Rechten steht kein Wort davon.

Was das seltsamste ist, so liebt er die krüppelhaften, alten unvermögenden Bettler unter den Laien, und haßt die gesunden, starken, jungen, kraftvollen heiligen Bettler der Mönche. Sie sehen, er thut in allem das Gegentheil. Diese, denen ihre Ordensgesetze gebieten — nichts zu thun, und auf Kosten andrer Leute zu leben, verfolgt er, hebt sie auf, und hält sie zum Arbeiten an; jene, welche keine Ordensregel zum Müssiggange begünstiget, sondern die Natur unvermeidlich dazu zwinget, schüzt er, und sucht sie beym Leben zu erhalten. Weder päbstliche Bullen, noch von seinen Vorfahren ertheilte Privilegien können diese heiligen und geweihten Bettler schützen. Er sagt, kein Pabst, kein Fürst könne eine Sache erlauben, die Gott selbst verboten habe; und Müßiggang sey ein Laster vor Gott und der Welt; Arbeit eine Tugend, eine Pflicht, zu der uns alle Gesetze verbinden. — Wie unrichtig. Es ergibt sich, daß der Kaiser sich gar nicht aufs Distinguiren verstehe, sonst würde er gewiß diese Distinktion gemacht haben: arbeiten müssen alle

Menschen! distinguo: alle Laien; concedo; auch die Geistlichen, nego! und ratio negati ist, weil die Geistlichen — nicht deswegen Geistliche werden, um zu arbeiten; sondern, um — zu faullenzen; aber, wie gesagt, der Kaiser kann nicht distinguiren.

Noch ein grosses Skandalum hat er durch seine Einrichtungen veranlasset. Sie wissen den löblichen Gebrauch, welchen die frommen Katholiken hatten, die Bilder ihrer lieben Heiligen mit schönen Kleidern zu putzen. Nun fiel es ihm ein, dies wäre nicht schiklich. Er nahm der Mutter des Herrn die silbernen und goldenen Kronen vom Haupte, dem lieben Jesulein seine Perücke, die oft grösser war, als das Kindelein selbst, ja die Perücke der Maria, die sie an manchen Orten aufhatte, ließ er nicht — ungeschoren. Er behauptet hartnäckig, zu diesen Zeiten wären die Perücken noch nicht in der Mode gewesen; und es sey lächerlich, Kindern eine Perücke aufzusetzen: Weiber könnten auf dem Haupte gar keine tragen; denn darüber müßten sich alle Schönen ärgern. Was den andern Schmuk betreffe, so wäre die Mutter Gottes nicht gewohnt, dergleichen zu tragen; und es sey unerlaubt, ihr

einigen Zwang anzuthun; auch stünde ihr ein Kleid von dem nemlichen Stoffe, aus welchem sie selbst gemacht sey, viel besser an, und es wäre weniger Gefahr dabey, daß ein unverschämter Räuber, der nach diesen Schönheiten lüstern ist, ihr Gewalt anthäte, und sie ihres Schatzes auf eine gewaltsame Art beraube. Den Karmelitern in Prag auf der Kleinseite die Unkosten zu ersparen, befahl er, dem Prager Jesulein — Sie wissen ja, daß die Katholiken viele Jesulein, und viele Marien haben — keine Schuhe mehr anzuziehen, damit es nicht mehr so viel herumlaufe, und alle Monate ein paar Schuhe zerreissen könne. — Der österreichische Dionys!

Unzufrieden, die Kirchen beraubet, die Bilder geschändet zu haben, hob er noch viele Andachten auf. So darf man nicht mehr in Oesterreich das fleischerne Herz Christi anbeten. Der fromme Gottesgelehrte, P. Präputius Fast, Chur- und Chormeister an der hohen Metropolitankirche zu Wien, mein guter Freund, und, Ihnen im Vertrauen gesagt, auch mein Correspondent, hat, wegen der Herzjesuandacht solche fatale Auftritte mit einigen Neuerern gehabt, und sich so herumgefuchtelt, wie einem

Vertheidiger von ächt katholischem Schlag geziemt. Auch sind die besondern Andachten zu den Heiligen, die Verzierungen ihrer Statuen, alles ist verboten. O unglaubige Ketzerey! Ich glaube zulezt wird er noch verbieten, Gott Vatern keinen Bart, und den heiligen Geist zu keiner Turteltaube zu machen. Ueber diese Neuerungen sind sehr viele andächtige Katholiken aufgebracht; besonders sollen es ihm die Betschwestern sehr übel nehmen.

So viele Neuerungen hat der Kaiser in der Religion aufgebracht, die nichts anders, als den Untergang derselben veranlassen können. Möchten doch die Heiligen, deren Ehre auf eine unerhörte Art verletzet wird, da man sie nicht einmal mehr in den von den Päbsten erhaltenen Ehrenposten ruhig läßt, und sogar die Heiligkeit vieler wirklich bezweifelt, möchten sich doch diese himmlischen Ober- und Unteroffiziere rächen, und die Staaten des Kaisers mit allen Plagen strafen; zwar hat der heilige Johann von Nepomuk den Pragern schon gezeigt, daß er auf sie nicht gut zu sprechen sey, weil sie seine Statue nicht mehr, wie es sonst gebräuchlich war, aufgeputzet haben, und sie mit einer grossen Ueberschwemmung heimgesuchet; allein

die

die Unglaubigen nahmen dieses sichtbare Wunder, als eine ganz natürliche Folge des häufigen Schnees an, der sich jähling auflöste; und so sind alle Wunderwerke vergebens, den unglüklichen Oesterreichern und Böhmen die Augen vor der Aufklärung zuzuschliessen; aber ich hoffe doch, die Heiligen werden die ihnen zugefügten Unbilden nicht ungerochen lassen, und die Länder des Kaisers mit Krieg, Hunger und Pest überziehen, worüber alle Orthodoxen eine herzliche Freude empfinden würden. Ich bin u. s. w.

Achter Brief.

An den Grand Inquisitor zu Madrid.

Heilig und gesegnet ist das Land, wo der Herr die Fackel der Inquisition angeflammt, daß sie alle Ketzer und Irrglaubige zu Asche verzehre, damit durch sie die alleinseligmachende Religion nicht verunreiniget werde. Ja, hochwürdigster Herr, heilig und dreymal heilig ist Spanien, welches so berühmt in den Jahrbüchern durch die Scheiterhaufen glänzet, auf welchen so viele Tausende verbrannt wurden, weil sie entweder eine andere Kappe, oder einen andern Degen, als die edeln Spanier, trugen. Allein wo ist doch ein Land, wo der rechtglaubige Katholike das Vergnügen geniest, seinen ketzerischen Bruder lebendig braten zu sehen? Spanien und Portugal sind es noch allein, wo man die ganze Grösse fühlt, die man hat, ein Katholik zu seyn. Italien, das sonst in diesem heiligen Eifer alle Länder übertraf, hat seine Ketzerfackel ausgelöscht, und läßt ungestraft die Irrglaubigen auf seinen Fluren wandeln.

Seit-

Seitdem der verfluchte Augustinermönch, Martin Luther, die Glaubensduldung empfohl, seitdem Voltär, in seinen mit dem päbstlichen Banne belegten Schriften die Menschen ermahnte, niemanden zu verfolgen, weil sein Kleid von einer andern Farbe sey, als das unsrige; seitdem er, freilich sehr gründlich, aber nicht nach dem Sinne der Theologen, richtig bewies, daß es uns nicht zukomme, über Meynungen zu richten, von welchen nur Gott allein wissen könnte: ob sie wahr, oder falsch sind; seitdem sag ich, sind in allen Ländern die lodernden Flammen erloschen, und der Geist der Duldung hat um sich gegriffen, wie eine gefährliche Seuche; nur Spanien und Portugal sind davon frey geblieben, welches Glük man dem eifrigen Bestreben des so hochgepriesenen Dominikanerordens, dessen würdigstes Mitglied Sie sind, zu danken hat. Aber dafür wird auch Ihr lieber Orden in der Geschichte der Unmenschlichkeit immer die erste Stelle haben; und Ihr grosser Stifter, der so sehr aus heiligem Eifer nach Ketzerblut dürstete, wird sich noch im Himmel darüber freuen, daß sie seinen Verfolgungsgeist, den er auf seinen Orden fortgepflanzt hat, so treulich bewahren.

Man möchte sich dem Teufel vor Unmuth ergeben, wenn man sieht, wie in allen Ländern die Toleranz herrschet, besonders aber seit der Aufklärung in Oesterreich überhand genommen hat. Die Früchte, welche Ferdinand der Zweyte mit so vieler Mühe gesammelt, da er alle Unglaubige und Ketzer aus seinen Staaten verbannet, sind für die Religion verloren, und man sieht jezt wieder Menschen allerley Glaubens so friedlich untereinander wandeln, als wenn sie gar nicht in ihren Meynungen unterschieden wären. Der Kaiser geht in seiner Duldung so weit, daß er sogar den Ketzern die Freyheit ertheilt, Bürger in seinen Staaten zu werden, und sich eigene Gotteshäuser zu erbauen, wo sie nach ihrem Gefallen, Gott anbeten können. Und sehen Sie nur die schönen Gründe, die man für die Duldung hat.

Der Monarch, sagt man, hat keine Gewalt die Gewissen seiner Unterthanen zu zwingen. Ihm komme nur zu, darauf zu sehen, daß sie alle gute Bürger sind, aber nicht, daß sie alle glauben, was die Geistlichen wollen, daß man glauben müsse. Da keiner mit Gewißheit behaupten könne, dies sey die wahre Religion; so müsse einem jeden frey gelassen werden, diese für die wahre zu halten, von welcher er über-

zeugt ist. Man könne keinen Reisenden zwingen, just diese Strasse zu wandeln; sondern es stehe einem jeden frey, einen Weg zu gehen, den er für den besten und kürzesten hält; warum wolle man die Menschen zwingen, just auf dieser, und nicht auf einer andern Strasse in den Himmel zu wandern; da es doch sicher ist, daß alle Strassen zum Himmel führen. Gott brauche die Gewalt der Menschen nicht, um seine Religion zu verbreiten; und da er so viele Meynungen duldet, so muß es auch den Menschen recht seyn; denn hätte Gott nicht seinen Wohlgefallen daran, so könnte er mit einem einzigen Wollen die Meynungen aller Menschen in eine verwandeln; da er nun dieses nicht thut, so scheint es, daß ihm die eine so gut gefalle, als die andere; und daß er nicht auf die Meynungen, sondern auf die Handlungen besonders sehe. Dies sind die Gründe, welche die Aufgeklärten für die Duldung anführen; einige gehen gar so weit, daß sie ohne Unterschied allen Glaubensgenossen einen Plaz im Himmel einräumen. Kann das seyn?

Daß die Duldung der Ketzer sich nicht mit unsrer Theologie vertrage, ist eine alte Lehre der Geistlichen, besonders aber Ihres Ordens; und daß alle Glaubensgenossen in Himmel kommen

 sollen,

sollen, ist eine pure Unmöglichkeit. Es ist wahr, daß viele profane Gelehrte, mit so vielen Gründen die Ungöttlichkeit der Intoleranz bewiesen haben, daß unsre Theologen wie Fische verstummen mußten, und nichts darauf antworten konnten; demohngeachtet haben die Päbste befohlen, die Ketzer zu verbrennen; ein heiliger Dominikus bezeugte es mit seinem Beyspiele, daß man sie nicht dulden könne; und das ist mehr, als was in Voltär, Rousseau und andere vom Teufel angefachte Schriftsteller für die Duldung geprediget haben. Denn erstens sind Se. Heiligkeit unfehlbar — wenigstens glaubt man es noch in Rom. — Und zweytens konnte ein Heiliger nichts anders thun, als was Gott angenehm ist. Freylich zweifeln viele, ob Dominikus nicht jezt auf dem ewigen Scheiterhaufen brenne und brate, weil durch ihn so viele Tausende unschuldig verbrennet worden sind; allein daran zweifeln nur Ketzer und — Aufgeklärte; kein Katholik wird es wagen, so lieb ihm sein Seelenheil ist, an der Heiligkeit eines so grossen Feindes der Ketzer zu zweifeln.

O wie schön waren die Zeiten, wo keiner es wagen durfte, öffentlich sich zu einer andern Meynung zu bekennen, als die von Rom gebilliget

billiget wurde. Wie gut war es da für Orthodoxe, da man noch den Pabst für den einzigen Schiedsrichter, für den Diktator perpetuus erkannte, welcher allein sah, und die andern Menschen, alle — blind waren; wo es weder Könige wagen durften, von der Religion nur um ein Jota abzuweichen, und wo jeder Unglaubige mit Feuer und Schwerd, nach dem erhabenen Beyspiele des grossen Moses, von der Erden getilget wurde. Da stunden wir Geistlichen im Ansehen; denn es war uns was leichtes, einen ehrlichen Kerl unter dem Dekmantel der Religion auf den Scheiterhaufen zu bringen, sobald er uns beleidiget hatte. Man zitterte vor unserm Angesichte, und bog seinen Scheitel tief zur Erden, sobald wir uns zeigten; denn nur unser Zeugniß galt, und überwog die Stimme tausend andrer Menschen; da lohnte es sich der Mühe, ein Katholik zu seyn, weil nur dieser das Recht hatte, Gottes Luft zu athmen, und auf den Himmel Anspruch zu machen.

Aber jezt, ach jezt, was für unglükliche Zeiten! Nun darf jeder den Meynungen Roms widersprechen; jeder erkennt keinen andern Schiedsrichter, als seine Vernunft; nun achtet man die Geistlichen wenig, weil sie keine Macht mehr

haben, die Menschen zu verbrennen; jezt sieht man ihnen dreist ins Gesicht, straft sie sogar der Lügen und der Unwissenheit, sobald sie von dem Evangelium abweichen, oder nur den geringsten Unsinn sagen, der doch einem Geistlichen zu verzeihen ist; nun weiß man nicht, warum man ein Katholik ist, da alle und jede Glaubensgenossen gleiche Freyheiten geniessen; ja sogar — o abscheulicher Gedanke! — eben so gut in Himmel kommen, als der ächte Katholike. Ach kann es einen da freuen, den alleinseligmachenden Glauben zu haben, wenn nicht alle andere Menschen immer und ewig verdammt sind, die ausser diesem Glauben, freylich wider ihr Verschulden, geboren werden? Nein! wenn ich nicht gewiß wüßte, daß von so vielen tausend Millionen kaum der tausendste Theil selig wird, ich möchte kein Katholik seyn, und sollte ich gleich meine päbstliche Geheimschreiberstelle verlieren; denn warum nehme ich meine Vernunft gefangen, warum bleib ich Zeit meines Lebens blind, wenn andere, deren Verstand keine Fessel hat, und die im Lichte wandeln, gleiche Vortheile mit mir haben sollen? Aber es kann nicht seyn, und darum freue ich mich meines blinden Glaubens; freue mich, daß so viele Millionen zur Ehre Gottes — verdammt werden!

O Sie würdiger Vorsteher des heiligen Gerichts, geben Sie nie zu, daß in Spanien jemals die Toleranz eingeführet werde! Lassen Sie nie die abscheulichen Ketzer frey mit den römischen katholischen Christen einherwandeln! Sorgen Sie, daß die Scheiterhaufen vermehret, anstatt vermindert werden; denn Sie können nicht glauben, welch ein angenehmer Geruch ein verbrannter Ketzer vor Gott ist. Ich bin überzeugt, daß das Opfer, welches Abel vor Gott anzündete, gewiß ein Unglaubiger mußte gewesen seyn, weil es Gott mit so vielem Wohlgefallen aufnahm, und daß Kain, der ohnehin ein Atheist war, statt eines lebendigen Schaafes, ein todtes opferte, weil er es vielleicht für ungerecht hielt, ein lebendiges Geschöpfe zur Ehre Gottes zu verbrennen; darum stieg es auch nicht empor, und fiel mit dem Fluch beladen zur Erden zurük; denn Gott liebt nichts so sehr, als lebendige Opfer. Unterlassen Sie bey keiner Gelegenheit, die orthodoxen Spanier zu ermahnen, daß ein Volk, welches keine Autos-da-fee hat, unmöglich in Himmel kommen könne; und daß man, um Gottes Gebote zu erfüllen, keinen Ketzer verschonen dürfe. Muntern Sie die zu ihrem Glücke noch blinden Spanier auf, die Inquisition mit ih-

rem

rem lezten Blutstropfen zu vertheidigen, und den König lieber vom Throne zu stossen, der dies heilige Gericht aufheben wollte, als sich diese schönste Augenweide eines Katholiken nehmen zu lassen; Gott wird ihnen diese Empörung wider ihren rechtmäßigen König eher verzeihen, als wenn sie die heilige Hermandat zu Grunde gehen liessen. Ich brenne vor Begierde, bald von Ihnen zu vernehmen, ob recht viele Ketzer schon wieder sind verbrannt worden, und kann Ihnen meine Freude nicht genug ausdrücken, die ich über das lezte von Ihnen gehaltene Auto = da = fee empfand. — Wenn doch der Kaiser in Spanien wäre, und ich Grand Inquisitor — er sollte keine Neuerungen mehr machen. Ich bin u. s. w.

Neunter Brief.

An Ebendenselben.

Noch stehen mir die Freudenthränen in den Augen, die ich bey dem Lesen Ihres Briefes vergoß. Gottes Huld wacht über Spanien, sagte ich zu mir selbst, weil die Inquisition noch auf so festem Grunde ruht. Ach erhalte sie länger! Nur ihr Beweis, daß in Spanien so lange auf die Abschaffung des heiligen Gerichts nicht gedacht werden wird, als die Stiergefechte daselbst sich im Ansehen erhalten, gefällt mir nicht ganz, und Sie werden mirs verzeihen, wenn ich Ihnen sage, daß dies die kleinste Ursache sey, worauf sich die Hofnung einer längeren Fortdauer der Inquisition gründen kann.

Der Wiener sieht noch eben so vergnügt ein armes Lamm von einem Löwen erwürgen, fühlt in seiner Hetze noch all das barbarische Vergnügen, welches er ehemals fühlte, und geht doch von dem Kampfplatze, wo er unschuldige Thiere martern sah, so tolerant, als kein Mönch aus seinem Chore, wo

er stundenlang schrie, dimitte nobis debita nostra sicut & nos dimittimus debitoribus nostris! noch je gegangen ist. Freylich schreiben Sie, ein Volk, das an so grausamen Spektakeln ein Wohlgefallen findet, kann unmöglich tolerante Gesinnungen haben, weil diese nur von feinen Empfindungen des Mitleids, und von überspannter Menschlichkeit *entspringen*; Stiergefechte und Hetzen dergleichen Art zeigen aber gerade vom Gegentheile. Der Mensch, welcher unbarmherzig ein armes Thier martern sehen kann, wird eben so gelassen einen Menschen, weß Glaubens er seyn mag, stäupen, verbrennen und köpfen sehen, als er kaltblütig sieht, wie dem Stiere von einem Menschen, der sich der Gefahr aussezt, von diesem Thiere mit seinen Hörnern getödtet zu werden, ein Stilet in die Brust gestossen wird, oder wie ein Löwe ein armes unschuldiges Lamm erwürget; weil verfeinertes Gefühl des Mitleids sich über alle Geschöpfe verbreitet. Allein bedenken Sie, hochwürdiger Herr, daß der Mensch, in sich selbst schon ein Widerspruch, leicht zu widersprechenden Dingen geneigt ist, und Handlungen begehet, die sich auseinander gar nicht erklären lassen. Ich führe Ihnen noch einmal die Wiener auf. Stellen Sie sich

dieselben vor, wie sie sich zu tausenden auf dem Hezplatze versammeln, mit vollem Jubelgeschrey in die Hände klopfen, wenn die Hunde das Hezthier tüchtig herumzausen, oder von ihm zu Schanden gerichtet werden; wie sie bey jedem Schmerzen, den die armen Thiere empfinden, ihre Freude durch ein unbändiges, barbarisches **Bravoschreyen** und **betäubendes Fußstampfen** kund machen, und doch gegen die Ketzer sich ganz friedlich und brüderlich vertragen, und Sie werden dann ganz leicht begreifen, daß Ihre Spanier eben so tolerant werden können — wofür sie aber der Himmel in Gnaden bewahren wolle! — als die Oesterreicher sind, und dennoch Ihren Stiergefechten mit vielem Vergnügen beywohnen können. Es darf nur ein unglaubiger König den Thron besteigen, darf sich der Herzen seiner Unterthanen bemeistern, darf ihnen mit schmeichelhaften und verführerischen Gründen die Duldung empfehlen, so wird der Pöbel, der ohnehin nur glaubt, was Könige und Priester wollen, daß er glauben soll, ohne selbst zu wissen warum, so tolerant seyn, als sein König ist. Das haben wir in Spanien so leicht nicht zu fürchten, sagen Sie, wohl Ihnen, wenn es so ist. — Aber — aber!

Doch nichts mehr von meinen Zweifeln. Ich will mich hierin ganz auf Ihre Weisheit verlassen, welche nie zugeben wird, daß die heilige Inquisition zu Grunde gehe, weil dadurch Ihr eigenes Ansehen fallen möchte; ja ich bin überzeugt, und glaube es gern, daß Sie schon zu verhüten wissen werden, daß nie ein anderer, als ein erzkatholischer König den Thron besteige; und sollte ein Prinz Ihre Wachsamkeit hintergehen, und aufgeklärter seyn, als Sie es für gut finden, so fehlt es Mönchen niemals an Mitteln, ihm den Weg in das himmlische Jerusalem zu zeigen; allenfalls könnten hier die Exjesuiten gute Dienste thun. Es ist Schade, daß Ganganelli nichts schriftliches zurük ließ, wie er den Weg dahin fand. Sie wissen den theologischen Grundsatz: zur Verbreitung des Glaubens ist alles erlaubt — also auch — — — —

Sie möchten gerne wissen, durch welche Mittel in Oesterreich die Aufklärung so schnell überhandnahm, und wer diejenigen waren, die am meisten dazu beytrugen. Ich will Ihren Wunsch befriedigen.

Wenn ich mich nicht irre, so hab ich Ihnen schon in meinem ersten Briefe geschrieben,

daß durch die fatale Preßfreyheit die Aufklärung mit Riesenschritten sich verbreitete; denn durch diese Freyheit kam ein Schwall von Schriften ins Publikum, gute, mittelmäßige und höchst elende, die alle mit einem Heißhunger von den Leuten verschlungen wurden. Bey der Sucht, die jeder Schreibsler hatte, ein gelehrtes Kind zur Welt zu bringen, wußte man in den Wehen keinen andern Gegenstand geschwind zu ergreifen, als die Religion, weil sich über diese Tochter des Himmels und — des Pabstes unendlich viel sagen, und noch mehr schreiben läßt. Ein jeder trug nun seine Gedanken zu Markte, die er von den Gebräuchen und Mißbräuchen, vom Glauben und Aberglauben hatte, und verkaufte sie um so leichtes Geld, als nur immer möglich war. Es müßte mit dem Geyer zugehen, daß man nicht unter so vielen Gedanken, die man von der Religion dem Publikum vorlegte, einige recht gute hätte darunter haben sollen; besonders da die elenden Skribler, die guten Schriftsteller immer abschrieben, und folglich das Wahre dem Volke hundertmal vorkäuten, wodurch es ihm endlich doch zu Halse gieng, und von ihm verdauet wurde. Die Vernunft, sagen die Gelehrten, greift so schnell

Bayerische
Staatsbibliothek
München

um sich, wie das Feuer, so bald es Luft bekommt; und so war es in Oesterreich. Obgleich manches Büchlein schon am dritten Tage nach seiner Geburt auf dem Tische der Käseweiber eines gar erbärmlichen Todes starb, so war doch manches darin, das sich verbreitete, und bey denjenigen, die es lasen, zu manchen Gedanken Anlaß gab, die ungleich besser waren, als die, die im Büchlein selbst stunden; wodurch denn endlich die Denkkraft der Menschen aufgewekt, und durch manche gute Schriften, gestärkt und erweitert wurde; und so giengs fort, bis sich die Aufklärung in der Religion über den größten Theil des Publikums verbreitete.

Die Schriftsteller, welche das meiste zur Aufklärung beygetragen haben, sind der erzgottlose Eibel, Rautenstrauch, der vom Teufel geholte Pfarrer zu Sindelburg, Huber, Wittola, Ruschitzka u. a. m. diese zogen mit Spiessen, Hellebarden und scharfschneidenden Schwerdtern wider alles los, und hieben alle Misbräuche, Aberglauben und Andächteleyen in die Pfanne. Eibel, stellen Sie sich nur die Kühnheit vor, bewies, daß der Ablaß nichts anders seyn könne, als die Kirchenbusse, welche bey den ersten Christen üblich war; allein

Herr

Bayerische Staatsbibliothek München

Herr Eibel hat sich gewaltig geirret; wär er in der Geschichte bewandert, er hätte gefunden, daß der Ablaß den Päbsten ein herrlicher Handlungsartikel war, durch den sie vieles Geld in ihre Küsten erhielten, und in den Zeiten des Krieges, welche die Päbste, freilich nicht nach dem Beyspiele Christi, führten, war er der Sold, den sie ihren Kriegern gaben; denn sie bezahlten die Soldaten, die sich, ihre stolzen und ehrgeizigen Absichten zu befördern, todschiessen liessen, anstatt des Geldes mit Ablassen; und da dies die Indulgenzen den vorigen Päbsten waren, warum sollten sie es nicht auch Seiner itzt lebendenden Heiligkeit seyn? Ei, ei, Herr Eibel, dies hätten sie doch beherzigen sollen! Eben dieser Eibel erfrechte sich die Fragen zu beantworten: **Was ist ein Bischoff? Was ist ein Pfarrer?** Und glauben Sie wohl, hochwürdigster Herr, daß er so unverschämt war, zu behaupten, ein Bischoff und ein Pfarrer müßte ganz ein anderes Ding seyn, als unsre hochwürdigsten Bischöffe und hochwürdigen Pfarrer sind? Ja er war es wirklich. Hören Sie nur was er fordert. Ein Bischof, sagt er, müsse selbst predigen, müsse selbst seinen Sprengel besuchen, und nicht durch bestellte Vika-

rien ihn besuchen lassen; müsse genau darauf sehen, daß das reine Evangelium geprediget werde; müsse keinen Pracht führen, nicht mit sechsen fahren, und mehr dergleichen ungereimtes Zeug. Aber Herr Eibel haben abermal nicht beherziget, wo die Bischöffe zum Predigen Zeit und — Geschiklichkeit hernehmen sollen? Spiel, Assembleen, Tafeln, geheime Visiten bey den Damen, Schauspiele, Bälle u. d. gl. einem Nachfolger der Apostel höchst anständige Beschäftigungen lassen ihnen kaum so viel vom Tage übrig, täglich eine Messe herzusagen; wie wäre es ihnen erst möglich auf die Predigten zu studiren? Und was das nicht unbesonnen ist, zu fordern, ihre Sprengel selbst zu besuchen. Als wenn sie nur darum Bischöffe wären, um sich der Ungemächlichkeit der Witterung auszusetzen, und sich viel darum zu bekümmern, wie es im Weinberge des Herrn aussieht? Genug, daß sie die Früchte des Weinstocks geniessen, bauen kann ihn wer will!

Ich verlasse den ruchlosen Eibel und wende mich zu Rautenstrauchen. Dieser ketzerische Schriftsteller, dem der leidige Satanas seine Feder geschnitten hat, so spitz ist sie, hat sich unterfangen das Betragen der Bischöffe

mit

mit freyer Stirne zu tadeln, und, weil Seine Eminenz keinen Hirtenbrief ergehen liessen, selbst einen zu verfertigen; man findet in beyden sehr viele Kühnheit und — Wahrheit. Er hat noch vieles zum Nachtheile der Religion geschrieben, welches ich aber Ihnen, hochwürdiger Herr, nicht alles kund machen will, aus Furcht, Sie möchten einen Anfall von schwarzer Galle bekommen über das ärgerliche Zeug. Sein Frevel blieb nicht ungerochen, ein Männchen, das auch sehr viel für die Aufklärung thun wollte, sonst aber durch eignes Unternehmen wenig gethan hat, als seinen Namen zu verschiedenen Brochüren hergeliehen — konnte es nicht vertragen, daß aus Rautenstrauchs Feder mehr Gutes geflossen ist, als aus der seinigen, und schrieb einen Wisch wider ihn, betitelt: der dreyzehnte Apostel! *) Er glaubte Wunder gethan zu haben. Ich hätte von diesem Wische keine Nachricht erhalten, wenn mir nicht der päbstliche Nunzius einige Pfund ungarischen Tabak darin eingepakt, geschikt hätte. Man sagt, dieses Männchen habe viel Gutes von Rautenstrauchen genossen, und habe selbst dann noch, da er dies Büchlein wider ihn geschrie-

*) Siehe weiter unten ruchlosen ꝛc.

ben hatte, eine lange Zeit, den gehorsamen Diener gemacht. — Muß ein sehr kriechendes Insekt seyn, dies Männchen!

Einer von den ärgsten war der Pfarrer von Sindelburg, den auch dafür, so sagen es seine katholischen Freunde, Pater Fast und Konsorten, der Teufel geholt hat. Es war in der That ärgerlich, daß ein Geistlicher, und noch dazu ein Pfarrer auf die Seite der Aufklärer trat. Er verwarf alles Zahlen für Meßlesen, und nannt es schändlich und unerlaubt, das Verdienst dieses grossen Opfers für Geld zu verkaufen; ja er behauptete, man könne kein Verdienst daraus ziehen, wenn man die Messe bezahle, und Seelsorger, welche ihr nothdürftiges Auskommen hätten, wären schuldig, ohne Geld die Messe zu lesen. Man sieht daraus, wie unerfahren dieser Herr Pfarrer in der Theologie war. Hätte er den Herrn Dechant zu M—sch N—dt gefragt, der würde ihm das Ding besser gesagt haben, **daß man aus Mangel der Bezahlung keine Messe zu lesen bestimmen könne.** Wo sollten die Herren Pfarrer den Unterhalt für die Köchinnen hernehmen, wenn sie sich nicht für die Messen bezahlen liessen?

Der

Der Sindelburger Pfarrer mußte gewiß keine Köchin gehabt haben. Die Verehrung der Heiligen und ihrer Bilder, das Fegfeuer, und andere löbliche Andachten hat er als ein recht grimmiger Feind bestritten.

Es sind noch mehrere, welche durch ihre Schriften groß Unheil in der Religion angerichtet haben, von denen ich aber schon das meiste wieder vergessen habe. Die unverdaulichste Schrift bleibt mir und allen christglaubigen Katholiken immer die erzketzerische Predigerkritik. Dieses Werk hat bey den Wienern viel Aufsehen gemacht; man hat darinn gräulich die Prediger hergenommen, und das gefiel ihnen wohl. Diese von dem Teufel und seinem Anhang ausgebrütete Kritik ist schuld, daß so viele Prediger dem Volke nicht mehr so viel von den Heiligen, den armen Seelen im Fegfeuer, von den Wundern und Gnadenbildern vorradotiren können, ein unersezlicher Schade, der dadurch der Religion zugeflossen ist, und dessen Verdienst man einem ruchlosen Hofmann, einem noch ruchlosern Buchdrucker, und zum Theil auch einem exkommunizirten und verdammungswürdigen Faktor zuschreiben muß; auch sind viele heilige Gebräuche, durch

den schiefen Tadel, der darin enthalten war, abgeschaffet worden. Diese blutige Geisel wurde mit neun Bänden geschlossen. Aber denken Sie — wie lange? — Nicht volle vierzehn Tage verstrichen, so erscheint selbe auf eine verfluchtere Art, und breitete sich allgemein in den katholischen Ländern aus. O miseriam lacrymarum! O der thränenwürdiges Elend! —

Von den unzähligen Schriften, die für die Duldung erschienen, will ich schweigen; wie auch von denjenigen, worin man wider Seine Heiligkeit loszog. Sie werden nun leicht einsehen, wie sehr das Volk dadurch verführet und von dem blinden alleinseligmachenden Glauben abgelenket wurde. Auch ist der Schaden unersezlich, den die Religion erlitten. Aber eben so unersetzlich ist der Schaden, den diese von Seiner Heiligkeit und allen orthodoxen Geistlichen verfluchte Schriftsteller sich selbst zugezogen haben. Ich sehe sie auf ihren witzigen mit Gift angefüllten Schriften in die Hölle fahren, und immer und ewig mit feurigen Federn ihr ewiges Unglük beschreiben. Wollte der Himmel, daß sie auf dieser Welt alle Plagen empfinden möchten, die der Himmel über Sodoma und Gomorha verhängt hat!

daß

daß ihre Finger verkrummten, damit sie keinen Buchstaben mehr schreiben könnten, und daß in jener Welt, der Teufel mit jedem Bogen, den sie in Druck gaben, den feurigen Ofen, worin sie brennen und braten sollen, unterheitzen möchte! daß sie statt der Dinte, die sie hier verbraucht, feurige Schwefelphüle saufen, und dabey den ewigen Durst des Tantalus leiden müßten. Dies ist mein tägliches Memento, welches ich für sie in der heiligen Messe mache. — Gott erhöre mein Gebet!!! *)

Ich hoffe Ihre Neugierde hinlänglich befriediget und Ihren Abscheu gegen alle Aufklärung vermehret zu haben. Lassen Sie nie den Schriftstellern in Spanien so viele Freyheit, um gleiches Unheil daselbst stiften zu können, wie in Oesterreich. Sollte aber einer von den österreichischen Schriftstellern sichs einfallen lassen, nach Madrid zu reisen, so ist das meine

*) Dies Gebet hat, wo nicht Gott, doch Se. Päbstliche Heiligkeit erhört, indem Selbe ein Bücherverzeichniß drucken lassen, worin alle österreichische Schriften exkommunizirt und verboten sind. Anm. des Herausg.

freundschaftlichste Bitte, so einen Teufelsbraten alsogleich durch die Alguazils ergreifen, und ohne einen langen Prozeß auf den Scheiterhaufen werfen zu lassen: damit sich die andern daran spiegeln und abschrecken können, in das von Gott wegen seiner Blindheit geliebte Spanien, keine Aufklärung zu übertragen; denn die Oesterreicher wünschen nichts so sehnlich, als den Spaniern — Vernunft. Ich bin u. s. w.

Zehnter Brief.

An Ebendenselben.

Ich danke Ihnen recht sehr, hochwürdigster Herr, für die feyerliche Zusage, die Sie mir gethan haben, keinen österreichischen Schriftsteller die spanischen Grenzen betreten zu lassen, ohne ihn zu ergreifen, und der heiligen Inquisition zu übergeben. Diese Kinder der Hölle, die den Teufel selbst noch an Klugheit übertreffen, und sich von ihm gewiß nicht im Paradiese hätte einschmieren lassen, wie unser Vater Adam, verdienen nichts bessers, und schonen der armen Geistlichen so wenig mit ihrem Witze, der oft mehr brennt, als das Feuer der Inquisition, daß man die Hunde all dem Teufel übergeben möchte, wenn man nur — könnte.

Was Ihre Frage betrift: ob denn Se. Heiligkeit so zu allem gelassen stillschweigen können, und warum Sie sich nicht diesen Neuerungen mit aller Gewalt eines göttlichen Statthalters entgegen setzen? so habe ich Ihnen schon einmal geschrieben, daß Seine Heiligkeit sehr — friedliebenden Gemüthes seyn; und

dann ist es auch ein bischen hart, sich zu widersetzen. Es muß ein unendlicher Fehler vorgegangen seyn, daß Christus seinem Statthalter auf Erden keine beständige Armee errichtet hat, mit welcher er seine Rechte gegen alle Angriffe vertheidigen könnte. Seine Heiligkeit sind jezt so schwach auf den Beinen, daß Sie keinen westphälischen Freyherrn aus seinem Rittersitze verjagen könnten; und wie wollten Sie es erst mit Josephen aufnehmen, der nur die Liste von seinen Regimentern nach Rom schiken darf, um Seine Heiligkeit auf dem Stuhle Petri zitternd zu machen, ohne einen Mann marschiren zu lassen. Was kann also Pius thun, als alle seine Kräfte anzuwenden, damit das Schiflein Petri, in dem greulichen Sturm, der es jezt von allen Seiten ergreift, nicht völlig umgestürzt, und von den Wogen der Unglaubigen gänzlich verschlungen werde? Er muß nach dem Winde sich richten; und da er mit vollen Segeln nicht ins hohe Meer stechen kann, indessen so lange laviren, bis ihm einst Wind und Wetter günstiger werden. Das sonderbareste ist, daß den Schiffern sonst heller Sonnenschein am günstigsten ist, und nur trübe, finstre Tage für sie stürmisch sind; allein bey der päbstlichen Schiffahrt ist es just das

Gegen-

Gegentheil. Man segelte vorwärts, da es in den Köpfen der Menschen trüb und finster war, und sinkt unter, da es anfängt helle zu werden.

Indessen ist es gewiß, daß Seine Heiligkeit mit sehr vieler Betrübniß alle die Herabwürdigung Ihrer vizegöttlichen Person ertragen, die in Oesterreich wider selbe im Schwange sind. Es war nicht genug, daß man die päbstlichen Rechte schmälerte, sondern man wollte sein Verfahren rechtfertigen, und die Welt überreden, daß alles, was man thue, recht und billig sey. Aus dieser Ursache traten einige von den höllischen Geistern in der Gestalt der Schriftsteller auf, und untergruben den Grund, auf welchem der Herr seine Kirche gebauet hat; und was am schmerzlichsten ist, diese Teufel schrieben so gar in der Gestalt der Geistlichen. Man bewies, daß der Pabst keine andere Gewalt habe, als die ein jeder Bischof in seinem Sprengel besitze; daß er nichtsweniger, als unfehlbar sey, und daß ihm die Obergewalt nicht im mindesten zukomme, welche nur allein der ganzen Kirche gebühre. Man gab den Bischöffen die Gewalt, die Entscheidungen des Pabstes zu verwerfen, sobald es ihnen gut dünkte, und räumte ihnen, gleiche Rechte,

gleiche

gleiche Macht, gleiches Ansehen mit ihm ein, mit einem Worte, man brachte alle Lehren wieder hervor, welche Martin Luther, der vom Pabste aus besondern Ursachen nie genug verflucht werden kann, auszustreuen sich erfrechte. Wie gottlos, wie ketzerisch, wie — verflucht diese Lehren sind, will ich allen und jeden beweisen.

Wer kann auftreten und sagen, der Pabst sey nicht das größte Oberhaupt der Kirche? unter dem alle Konzilien stehen? Wo hat man die Beweise, um diesen ketzerischen Saz gründlich darzuthun. In der heiligen Schrift! — Was steht da. — — O mein Eifer! — Mein — Eifer.

Ja in der heiligen Schrift! Nun freylich steht darin, Christus habe allen Aposteln, und nicht nur allein dem Petrus die Gewalt zu lösen und zu binden ertheilt, wie es Matthäus aufgezeichnet hatte, welches er aber immer hätte bleiben lassen können, denn die Päbste dankens ihm gar nicht für seine dienstfertige Nachrichten. Freylich steht in der heiligen Schrift, daß Christus den Petrus an den Ausspruch der Kirche verwiesen habe, wie eben dieser

ser ungebetene Geschichtschreiber Matthäus bezeuget, dem ich und alle Päbste von Herzen deswegen gram sind, und darum, sagen die ketzerischen Wiener, kann der Pabst nicht das Oberhaupt der Kirche seyn, weil kein Vorgesezter dem Ausspruche seiner Untergebenen unterworfen ist. Freylich steht in der heiligen Schrift: Der heilige Geist habe die Bischöffe gesezt, die Kirche zu regieren — ey mußte denn der heilige Geist dieses thun! und so behaupten wieder die Ketzer, haben die Bischöffe auch ein Wörtchen zu sagen. Freylich steht in der Apostelgeschichte, die Apostel kamen in der Untersuchung zusammen, und man unterredete sich lange, und dann nahm Petrus das Wort, und nach ihm Jakobus, dessen Ausspruch, nicht des Petrus seiner, angenommen wurde. — Wer doch die Apostelgeschichte geschrieben hat? Gewiß Gregor der Siebente nicht! Und da behaupten nun wieder die Unglaubigen, daraus erhelle klar, daß Petrus keinen Vorzug vor den andern Aposteln gehabt habe, sonst hätte man sich seinem und nicht des Jakobus Ausspruche unterworfen, und es hätte kein Konferiren gebraucht, sondern der Apostelfürst hätte allein entscheiden können; und was des Zeugs mehr ist, durch das man Sr. Heiligkeit die Obergewalt

walt entziehen will. Allein ich werde es, troz der heiligen Schrift unwiderlegbar beweisen, daß ihm die Oberherrschaft über die Kirche zukomme; nur will ich jezt noch anführen, was die Unglaubigen aus der Schrift anbringen, um die Unfehlbarkeit des Statthalters Christi zu bestreiten.

Da führen sie wieder den Matthäus an — hätte ich doch zu diesen Zeiten gelebt, der wäre mir gewiß kein Evangelist geworden! — welcher sagt: Christus hätte nicht dem Petrus allein, sondern allen Aposteln insgesamt versprochen, er wolle sich nicht von ihnen trennen, bis ans Ende der Welt. Es wäre also nicht Se. Heiligkeit unfehlbar, sondern die ganze Kirche. Ferner sagen sie, habe Christus nicht dem Petrus, sondern der Kirche den heiligen Geist verheissen, wie es Johannes bezeuge. — Ey, ey, auch der tritt wider den Pabsten auf! Auch behaupten sie, daß selbst Petrus, der erste Statthalter Gottes nach seinem ersten Falle, noch ein paarmal gestolpert sey, wie ihn deswegen Paulus gar glimpflich beym Rokschessel gezogen, daß er nicht auf die Nase fallen möge! — der unartige Paulus, einen Apostelfürsten beym Rokschessel zu ergreifen! Auch sagen sie,

seyen

seyen Beyspiele vorhanden, welche sattsam bezeugen, daß die Päbste nicht unfehlbar wären! und besonders wäre das ein wichtiger Beweis für ihre Fehlbarkeit, daß in der Religion nie etwas wichtiges ohne ein Konzilium entschieden worden wäre; wäre aber der Pabst unfehlbar, so hätte man kein Konzilium nöthig gehabt; denn seine Unfehlbarkeit hätte allein genügen müssen; es scheine daher, daß in den ersten Zeiten der Kirche man von der Unfehlbarkeit des Pabstes und dessen angemaßten Obergewalt über die Bischöffe nichts gewußt habe, und daß erst in den spätern Jahrhunderten die Päbste sich ein Recht und eine Weisheit zugeeignet haben, die ausser dem lieben Gott wohl schwerlich ein sterblicher Mensch besitze. Dies sind die gottlosen Einwürfe der Unglaubigen, die sie unter das Volk gebracht haben, welches jezt wirklich schon anfängt zu zweifeln, ob der fehlbare oder unfehlbare Pabst ihm verboten habe, kein Fleisch zu essen. Aber ich will sie widerlegen, die Unchristen, die Heiden, die von Gott nichts wissen; widerlegen will ich sie, und zuschanden machen; und damit mir der Herr Stärke und Kraft verleihe, meine Feinde an den Boden zu werfen, so will ich bey den Thränen Christi mir das Feuer der Beredsamkeit er — —

Ich weiß, daß Sie mirs verzeihen werden, hochwürdiger Herr, daß mein Eifer mich so weit verleitete, Ihnen die Unfehlbarkeit und oberste Statthalterschaft des Pabstes zu beweisen; Ihnen, der Sie so fest davon überzeugt sind, daß Sie jeden ohne Gnade und Barmherzigkeit verbrennen würden, welcher sich erfrechen sollte, nur mit einem Nasenrümphen die beyden und größten Glaubensartickel des päbstlichen Simbolums zu läugnen. Allein da vielleicht meine Briefe durch einen Zufall, dem es jezt so viele in der Welt gibt, und die man nicht immer vorhersehen kann, einem Unglaubigen in die Hände fallen könnten, so will ich es aus der Ursache thun, damit er meine Beweise lese, seinen Irrthum erkenne, auf seine Brust schlage, und ausrufe: Heiliger Vater, dir habe ich gesündiget! Hören Sie nun meine herkulischen Beweise. — Sie können ein Glas Malagga dabey trinken.

Höret, ihr Ketzer, die Worte, die ich zu euch rede, denn der Herr, dessen Geist ich in den Thränen Christi eingeschlürfet habe, redet aus mir! Höret, höret — höret!

Ich fange an. Der Pabst ist das Oberhaupt der Kirche, dieses könnt ihr nicht läugnen;

gnen; denn seine dreyfache Krone, die er trägt, bestätiget es euch: und der Glanz dreyer Kronen ist ein stärkerer Beweis, als alle Stellen aus der heiligen Schrift, die ihr zu eurer Vertheidigung anführet. Was schiert uns Matthäus, Lukas, Johannes und der Verfasser der Apostelgeschichte! Alle diese waren keine Päbste, und darum haben sie auch nicht von der päbstlichen Gewalt schreiben können. — Wären sie Päbste gewesen, sie hätten es gethan. Zu ihren Zeiten mag es nun nicht so gewesen seyn; ganz gerne zugegeben; es soll also nicht in unsern Zeiten seyn! habt ihr bey den Jesuiten die Logik studiret, daß ihr so schliesset? Petrus hatte weder Gold noch Silber, sollen Se. Heiligkeit deswegen keine Zechini prägen? — O des Unsinnes! Wie gerne hat jezt die Welt die päbstlichen Zechini! — wenn sie nur alle vollwichtig wären! Olim ist nicht nunc; glaubet mir, kein richtigeres Axioma findet ihr in der Mathematik. Petrus hatte weder Schweizer vor seinem Pallaste, noch Soldaten. Soll jezt der Statthalter Christi auch keine haben, die — Gott sey Dank — bey Friedenszeiten recht streitbare Krieger sind? — Warum trägt er denn eine dreyfache Krone? — O ihr Blinden! Ich wills euch erklären, damit ihr verstummet.

Petrus hatte keine Länder. — Ja warum? fragt ihr. — O über die Unwissenden! damals war das Reich noch nicht von dieser Welt, wie jezt. Seht ihr, was das für Beweise sind! Aber ich will fortfahren.

Der Pabst ist das Oberhaupt der Kirche. Wenn ihr das leugnet, so seyd ihr verdammte Ketzer und mit dem Banne belegt. — Könnet ihr mir diesen Beweis widerlegen? Die Konzilien haben sich oft nach dem Ausspruche des Pabstes gerichtet. Wißt ihr, warum? Er gab ihnen den heiligen Geist, bald in weisser, bald in gelber Farbe, rund wie ein Rädchen, glänzend wie die Sonne, wenn er neu aus seiner Kammer in ihre Säck — Köpfe pflog. Sie fanden einstimmig für gut, was er vom Stuhle Petrus dezidirte, und unterwarfen sich seiner Entscheidung. Die Bischöffe erkannten ihn freywillig für ihren Oberherrn, und wenn es diesen recht war, was habt ihr euch darum zu bekümmern? Und glaubt ihr etwa, daß es die Bischöffe nicht gerne thaten? Ihr irret euch. Wenn ihr einem mit Gewalt den Kopf auf seine Brust beuget, daß er nicke; ist dies Nicken nicht ein — freywilliges Ja? — O ihr! — ihr! — ja ihr!!!

Der

Der Pabst hat die oberste Gewalt im Himmel und auf Erden. Ich kratze euch die Augen aus, ihr Unglaubigen, wenn ihr Nein sagt, und ich — euch in meiner Gewalt habe. Wer sezte Kaiser und Könige ab? Die Päbste! Wer entriß dem Teufel ein Stük von der Hölle, und machte es zum F — ? Die Päbste! Wer ertheilte Generalpardonsbriefe für die andre Welt? Die Päbste! Wer theilte einen ganzen Erdtheil, von dem man ehemals bey Strafe des päbstlichen Banns nicht reden durfte, weil es für Ketzerey gehalten wurde, der lieben Erde ohne Vorwissen Seiner Heiligkeit noch einen Theil zuzueignen, wer theilte diesen Erdtheil unter die Könige aus? Der Pabst! Wer verschenkte die Chargen im Himmel? die Päbste! Wer — kann etwas wider diese Beweise einwenden?

Ich sage es euch, ihr Ketzer und Unglaubigen, mit mir kommt ihr nicht auf. Ich demonstrire es euch ad oculum, daß der Pabst die oberste Gewalt habe; denn sagt mir, hätten die Päbste das thun können, wenn sie sich nicht zu den Herrn der Welt gemacht hätten? Seyd ihr tollkühn, so was zu behaupten? Gesteht euren Fehler, und schweigt, denn wer

 kann

kann — einen päbstlichen Geheimschreiber widerlegen?

Wollt ihr mehrere Beweise? Gut, kommt nach Rom, und wenn man euch da nicht so klar die päbstliche Obergewalt mit solchem Nachdrucke beweist, daß ihr in eurem Leben kein Wort mehr dawider einwenden sollt, so heiß ich nicht Zakkaria. Oder wollt ihr nicht nach Rom, so geht nach Spanien, auch da stehen euch flammende Beweise für die Obergewalt des Pabstes zu Diensten, die euch so warm machen werden, daß ihr vor Hitze all euer Lebtage nicht mehr daran zweifeln werdet; aber ich weiß, mit solchen nachdrüklichen Gründen ist euch nicht gedienet.

Ich glaube hinlänglich bewiesen zu haben, daß der Pabst das Oberhaupt sey; denn bis jezt hat mich noch keiner widerlegt. Ich will also zu meiner Vertheidigung für die Unfehlbarkeit des Pabstes schreiten, die so bündig seyn soll, als die Vertheidigung seiner Oberherrschaft. — Spitzet die Ohren, und horchet!

Könnt ihr dem Dalai Lama seine Unsterblichkeit läugnen? Und wenn ihr das nicht könnt, wie wollt ihr die Unfehlbarkeit des Pabstes verneinen?

neinen? Heißt unsterblichseyn nicht mehr, als unfehlbar? Und wenn ein oberster Priester unsterblich ist, muß der andere nicht zum wenigsten unfehlbar seyn? Könntet ihr abstrahiren, ihr hättet die Nothwendigkeit des einen aus dem andern schon lange abstrahiren müssen; aber ihr könnt nichts, als ein bischen räsonniren, welches das unnützeste Ding auf Gottes Erdboden ist.

Habt ihr noch jemals gelesen, daß ein Pabst nicht habe Schnecken von Maulwürfen unterscheiden können? und kann man Schnecken von Maulwürfen, ohne die Unfehlbarkeit eines Maulwurfs zu haben, unterscheiden? Seyd ihr mit diesen Beweisen nicht zufrieden? Ich will euch andre geben.

Wollt ihr Thatsachen? Gut, ich kann euch damit aufwarten. Hier habt ihr sie. Wäre Gregor VII. ein so grosser Freund der Mathildis gewesen, wenn er, vermög seiner Unfehlbarkeit nicht ihre Heiligkeit gekannt hätte? Würde er Heinrichen den Vierten vom Throne entsezt haben, hätte er nicht unfehlbar vorher gewußt, die deutschen Reichsfürsten würden zu Ihrer und des heiligen römischen Reichs Schande vor dem Fischerringe zittern, wie der Zwerg vor der

Keule des Herkules? Hätte Alexander der Vierte oder Sechste — ein päbstlicher Geheimschreiber hat ein schlechtes Gedächtniß — den Bruder des türkischen Kaiser von Karl dem Achten haben gefangen nehmen lassen, wenn er nicht durch seine Unfehlbarkeit vorausgesehen hätte, daß der Muselmann — ins Mahomeds Paradies wandern werde? Hätte Klemens der Achte Heinrichen den Vierten vom Banne absolviret, wenn ihm seine Unfehlbarkeit nicht vorhergesagt hätte, Heinrich würde nicht lange mehr drum ansuchen, sondern Frankreich, wie Heinrich der Achte England, von der päbstlichen Gewalt völlig losreissen? Hätte der Pabst Luthern nicht ganz sicher verbrennen lassen, wenn er nicht im Geiste unfehlbar vorausgesehen hätte, Luther würde nicht so dumm seyn, und sich haschen lassen? Sagt, ihr Unglaubigen, zeigen diese Beweise nicht mehr für die Unfehlbarkeit des Pabstes, als alle Stellen der heiligen Schrift?

Aber ich sehe, ihr seyd noch nicht damit zufrieden. Ihr wollt noch stärkere Beweise haben. Wohl, auch die will ich euch geben. Haben die Jesuiten nicht in so lange die Unfehlbarkeit des Pabstes behauptet, als dieser ihren Orden schüzte? Und haben sie nicht nach der Aufhebung ihrer Gesellschaft — seine Unfehlbarkeit

bestrit-

bestritten? Glaubt ihr etwa, daß nicht das ganze jesuitische Heer zum Streit fertig stehe, die Unfehlbarkeit des Pabstes aufs neue wider alle Feinde zu vertheidigen, wenn dieser ihren Orden wieder emporbringt? Und könnt ihr auf dem Kampfplatze wider Jesuiten bestehen? Laßt sehen, wer ein rüstigerer Ritter im Streite ist! Wagt es mit den lojolischen Helden einen Speer zu brechen! Ha! ich wette, alle Reliquien, die in der heiligen Schazkammer zu Rom aufbewahret werden, sie werfen euch gewiß aus dem Sattel, und strecken euch in den Sand; denn können sie euch nicht von vorn zukommen, so packen sie euch von hinten, ehe ihrs euch versehet, und patsch, da liegt der Kerl und strekt die Beine gegen Himmel. — Fragt nur Friedeln, wie sie es mit ihm gemacht haben! Sie vermummen sich in tausend Gestalten, und blenden euch, daß ihr statt Jesuiten lauter R i e s e n zu sehen glaubt.

Und nun will ich euch noch meine bündigsten Gründe für die Unfehlbarkeit des Pabstes an den Kopf werfen. Der Pabst ist unfehlbar: daran zweifelt kein Kapuziner; warum wollt ihr daran zweifeln? Er ist unfehlbar; weil er als Statthalter Christi in allen Würden und Ehren mit dem Hohenpriester im alten Testamente gleichen Rang haben muß; nun war der Hohepriester

unfehlbar; ergo sagte mein hochgelehrter Professor der geistlichen Geschichte! Beweise für die Unfehlbarkeit des Hohenpriesters. Adsunt. Er war der Herr, welcher alle mit dem Tode bestrafen konnte, die sich seinem Ausspruche nicht unterwarfen. Er war also Richter über Leben und Tod in geistlichen Dingen; sed ein Richter über Leben und Tod muß unfehlbar seyn, wie die Inquisition in Spanien, und der Herr Rath in Berlin, der Rosenfelden, weil er sich für einen Meßias ausgab, der beleidigten Majestät und der Gotteslästerung beschuldigte; denn sonst würde er ungerecht richten, also noch einmal ein ergo. Der Pabst ist unfehlbar. — Auch das ist der stärkste Beweis,— weil— höret mit Aufmerksamkeit!— weil — er es ist — und Zakkaria — es glaubt!!!!!

Ich habe mich ein bischen lang bey meinen Beweisen aufgehalten, hochwürdigster Herr! aber wer kann, wenn er von so wichtigen Glaubenssachen schreibt, auch sobald abbrechen? Doch hoffe ich, daß Sie, da ich Ihnen gerathen habe, ein Glas Malagga zu trinken, nicht werden langeweile dabey gehabt haben. Ich zweifle gar nicht, Sie werden meine Beweise für unwiderlegbar finden. Wenigstens fordre ich alle und jede auf, mir in — Rom zu widersprechen!

Verflucht seyn demnach alle und jede, welche dem Pabste die Obergewalt über die Kirche und die Unfehlbarkeit abstreiten! Verflucht und verdammt seyn die österreichischen Schriftsteller, die so kühn waren, diese gottlosen Sätze zu behaupten! Verflucht seyn sie, und von amtswegen sollen und müssen sie alle und jede, die die Obergewalt des Pabstes und dessen Unfehlbarkeit glauben, dreymal des Tages verfluchen — Amen! — so geschehe es!

Mein Eifer, der mich allzeit ergreift, wenn ich die Gerechtsame des heiligen Vaters vertheidige, hat mich ganz abgemattet. Ich hätte Ihnen noch schöne Sächelchen zu schreiben, wills aber auf einen andern Brief versparen, wo ich mit mehrerer Stärke meine heilige Betrübniß über die verkehrten Zeiten Ihnen werde mittheilen können. Jezt habe ich ohnehin kaum so viele Kraft, Ihnen meinen heiligen Segen anzuwünschen, und Sie zu bitten, wenn allenfalls eine schöne Jüdin in die Hände der heiligen Inquisition gerathen möchte, selbe an mich zu schicken, damit ich sie zum wahren Glauben bekehren könnte.

Ich bin u. s. w.

Eilf-

Eilfter Brief.

An Ebendenselben.

Freuet euch ihr Himmel! Freuet euch ihr Sterne! Freuet euch ihr Fische im Meere! Freuet euch ihr Kälber, Ochsen und Esel — freuen Sie Sich hochwürdigster Herr! Freue sich alles im Himmel, auf Erden, und unter der Erden! Der Herr hat ihn uns sehen lassen, den heiligen Mann, den grossen Ritter und Ueberwinder, den Vertheidiger der Rechte des Pabstes und folglich auch — der Rechte Gottes! der Herr hat ihn uns sehen lassen, und unser Angesicht für würdig gefunden, den Glanz des Heiligen zu ertragen.

O welch ein süsses Wonnegefühl durchglüht alle meine Adern! Ich kann mich kaum fassen, um es über mich zu gewinnen, Ihnen die Ursache meiner Freude und des Jubels der ganzen Stadt Rom zu schreiben. Ich will ein bischen verschnauben. — so — so — noch ein Bischen — jezt will ichs.

Der hochwürdigste, der heiligste, der ächte apostolische Oberhirte von Görz ist in Rom angelan-

gelanget. Es ist eben der grosse Mann, der sich den Befehlen des Kaisers mit so vielem Muthe widersetzte, und der lieber wider den Gehorsam, den er seinen Monarchen schuldig war, handelte, als sich wider das einzige Oberhaupt der Welt zu empören, und zuzugeben, daß man ihm Gerechtsame nehme, die ihm niemals — zukamen. Bewundern Sie mit mir, mächtiger Vorsteher des heiligen Gerichts, die Grösse dieses Mannes! Ohngeachtet Petrus, der Fürst der Aposteln, befohlen hat, dem Kaiser zu gehorchen, so hat dieser wahrhaft heilige Bischof doch lieber die Befehle des Kaisers verachtet, sich allen Verordnungen desselben entgegengesetzt, als seiner hochbelobten Weisheit zuwider zu handeln; und da er endlich vom Hof die Drohung erhielt, man würde ihn des Bisthums entsetzen, wenn er nicht vernünftiger würde, so hat er, da er der Forderung des Kaisers nicht Genüge leisten konnte: nemlich vernünftig zu werden! — freywillig seinem Bisthume entsagt. Freylich reute ihn bald hernach seine Resignation aus Liebe zu seinen Schaafen — die Spötter sagen zu seinen Einkünften — und er fand, daß es nicht recht sey, die arme Heerde den reissenden Wölfen zu überlassen. Allein der Kaiser,

ser, welcher ihn des Verdienstes eines so grossen Opfers für Dummheit, Vorurtheile und die Gerechtsame des Pabstes nicht berauben wollte, verweigerte dem guten Hirten den Besitz seines Schaafstalls, auf den er einmal resigniret hatte. Da nun der heilige Mann sah, daß Joseph dem Wahlspruche des Pilatus folgte, und wie dieser sagte, quod scripsi, scriptum est! auch bey dem quod resignasti, resignatum est, blieb; so begab er sich zu den Füssen Sr. Heiligkeit, der er sein Herzensleid über seine verlassene Heerde klagte, und, wie Sie leicht denken können, auch von ihr sehr liebreich aufgenommen ward.

Diese Handlung in dem unglaubigen Jahrhunderte, wo alle Oberhirten, bis auf einen einzigen — Gott laß ihn noch lange dafür leben! — dem Kaiser gehorchten, verdient gewiß alle Bewunderung der Rechtglaubigen; und Gott wird sie auch nicht unbelohnt lassen. Schon hält ihn jedermann in Rom für einen Heiligen, und einige ehrwürdige Matronen wollen sogar einen goldenen Schein um sein Haupt gesehen haben. Auch werden Se. Heiligkeit diesen Ihren treuesten Diener gewis nicht unbelohnt lassen, der für selbe ein Märtirer geworden,

worden, und ihn, wie es der Grosmuth zukommt, unfehlbar mit einem rothen Hute wider Regen und Sonnenschein bedecken, da er seine warme Mütze verloren hat. Nach seinem Tode wird er ohnehin in die Zahl der Heiligen gesetzet werden. Ich sage, Se. Heiligkeit werden ihn gewiß belohnen; und ich füge hinzu, Sie müssen es, um die übrigen treuen Diener aufzumuntern, damit sie mit gleichem Eifer und Muth für Sie kämpfen, wie es dieser streitbare Ritter gethan hat; denn es ist in unsern Zeiten so weit gekommen, daß man nichts mehr in Ehren hält, was des Pabstes ist.

Man kann sichs gar nicht vorstellen, wie weit die Kühnheit und frevelnde Vermessenheit der Oesterreicher gehet. Nicht genug, daß sie die Obergewalt und Unfehlbarkeit des Pabstes angegriffen haben; so lassen sie auch sogar nicht einmal den heiligen Pantoffel desselben in Ruhe und Frieden. Ich glaube gar die Narren ärgern sich, daß der heilige Vater goldgestikte Pantoffeln trägt. So weit ist es gekommen, daß man sogar vorschreiben will, ob ein Pabst, beschuhet, gestiefelt, oder bepantoffelt gehen soll. — — Doch nein, darüber hält man sich

nicht

nicht auf, daß der heilige Vater in Pantoffeln, anstatt in Schuhen einherspaziert; sondern man ärgert sich, daß er das Werk seines Schusters von den Menschen, welche das Werk eines Gottes sind, küssen läßt. Als wenn das so was ärgerliches wäre. Hören Sie nur, was man anführet, daß es nicht schicklich sey, und dagegen einwendet.

Der Gebrauch, dem Pabste den Pantoffel zu küssen, so sagen die Unglaubigen, sey in den Zeiten aufgekommen, wo der Stolz der Päbste den höchsten Gipfel erreichet habe. Es wär ihnen da nicht genug gewesen, daß sie ihre Macht mehr erweitert hätten, als es den Nachfolgern Petri, der der Jünger des Demüthigsten aller Menschen war, obschon er zugleich die göttliche Natur mit der menschlichen vereinigte, zukam. Sie wollten die Erde ihre Macht fühlen lassen, und ihr Stolz, ihre Eitelkeit konnte keine die Menschheit entehrendere Demüthigung erfinden, als sich den Pantoffel küssen zu lassen, welches in den Zeiten der Finsterniß so gar Monarchen thaten. Wenn man dieses Betragen (fahren sie fort) mit dem Betragen Jesu Christi vereinigt, so kontrastire es so sehr, daß ein Otaheiter, dem man die Ge-

schichte

schichte Jesu, sein sanftes, herablassendes, gegen alle Menschen demüthiges Betragen erklärte, den Pabst eher für einen Statthalter des hoffärtigen Luzifers, als des bescheidenen und demüthigen Gottmenschens halten würde. Es sey wahr (sagen die Unholden) Christus habe sich von Magdalena die Füsse salben, mit ihren Haaren troknen, und küssen lassen; aber dies waren die Füsse des Erlösers, nicht seine Schuhe oder Pantoffeln; und dann könne der Pabst aus dieser Handlung der Magdalena gar nicht auf sich schliessen, daß man auch ihm die Füsse küssen solle, weil Jesus sich selbe küssen ließ. Es sey noch immer ein großmächtiger Abstand zwischen Christus und dem Pabsten. Jener war Gott und Mensch zugleich; dieser sey bey aller seiner Statthalterschaft nichts mehr und nichts weniger, als eine handvoll Staub, den der Wind verwehet. Gott könne sich von seinen Geschöpfen alles küssen lassen; aber nicht auch der Pabst. Angenommen, daß er wirklich der Statthalter Christi sey; so gebühre ihm so wenig die Ehrenbezeugung, die Christus gebührte, als ein Statthalter in irgend einer Provinz die nämlichen Ehrenbezeugungen für sich fordern darf, die man seinem Monarchen in der Hauptstadt erweiset. Man müsse

sich über die Dummheit der Menschen wundern, welche so sehr ihrer eigenen Würde vergessen, und sichs zur größten Gnade, vielleicht gar zum besondern Verdienst gerechnet haben, ein Heiligthum zu küssen, welches der Schuster mit den Zähnen ausdehnte, wenn es ihm zu schmal war, und mit Pech und ekelhaften Pap beschmieret habe; noch mehr aber müsse man die unfehlbare — Blindheit, den Stolz und die lächerliche Eitelkeit der Päbste bewundern, welche bey so vielen Spöttereyen, deren sie schon deswegen ausgesetzet waren, und noch sind, diese ihre Thorheit nicht eingesehen, und einen Misbrauch abgeschaft haben, der sie lächerlich und verächtlich macht. Am meisten aber sey es auffallend, daß ein Pius, der sonst weise, vernünftig, demüthig, freundlich und herablassend zu seyn scheint, seinen Pantoffel bemäulchen lasse. Wär es noch die Hand, die sie zum Kusse reichten, so könnte man es gelten lassen. Der Pabst sey alt, und da würde dann jeder, wenn er auch nicht die Hand des Pabstes küssen wollte, wenigstens die Hand eines verehrungswürdigen Greisen mit Freude küssen. Umsonst wende man ein, (sagen diese Feinde des päbstlichen Pantoffels) daß man nicht das Leder, sondern das darauf mit Gold

gestikte Kreuz des Seligmachers küsse. Es sey unanständig, das Zeichen, worauf die Erlösung gewirkt wurde, auf seinem Pantoffel zu tragen, den jeder Hund beschnaube und bey — — —

Dies sind die gottlosen Reden, welche die erzfreydenkerischen Oesterreicher wider den Pantoffel des Pabstes ausstossen. Aber sie bedenken nicht, welche Wunderkraft in dem Pantoffel stecke. Ich sehe schon, ich muß die Mühe noch einmal auf mich nehmen, sie eines bessern zu belehren. Ein niedlicher Pantoffel ist oft der Köder, den ein Mädchen auswirft, um viele Liebhaber zu angeln. Welch ein niedlicher Pantoffel! schreyen die Halbmännchen, wie niedlich muß nicht das Füßchen selbst seyn, welches in dem Pantoffel steckt! Und tausende versammeln sich nun, flattern um den Pantoffel, machen ihm Bücklinge, bringen ihm Nachtmusiken, verfertigen schöne Oden und Cantaten darauf, wenn sie selbst Kraftgenies sind; oder lassen welche von einem armen Odenfabrikanten darauf verfertigen, der sich dadurch ein paar Groschen auf eine Mahlzeit verdient; hundertmal streichen sie des Tages bey dem Fenster vorbey, auf welchem der niedliche Pantoffel zur Schau ausgestellet ist, schi-

ken ihm tausend verliebte Seufzer und Küsse hinauf, und wünschen sich den Fuß in Naturalibus zu sehen, welcher in einen so schönen Pantoffel paßt. Und kann nun der Pantoffel eines Mädchens so viele Wunder wirken, warum soll der Pantoffel eines Pabstes weniger Kraft haben? Ja, sagen die Spötter, ein sechzigjähriger Pabst und ein achtzehnjähriges Mädchen — Wer wird auf eine so gottlose Spötterey antworten?

Einmal ist es sicher und gewiß, ein Pantoffel bleibt immer — ein Pantoffel, und die schönen Römerinnen wissen am besten, was ein Pantoffel für Dienste thun kann. Die Damen haben noch immer recht gerne den Pantoffel des Pabstes geküßt, und ich zweifle gar nicht daran, sie würden ihn noch einmal so gerne küssen, wenn Se. Heiligkeit vierzig Jahre zurückgehen könnte. Indessen darf man die Schuld nicht dem Pabste, sondern den Kardinälen zumuthen, welche die unverzeihliche Grille haben, keinen jungen Pabst zu wählen.

Es sind tausend Geschichten vorhanden — die Kapuziner wissen sie am besten — welche

histo-

historisch die Wunderkraft des päbstlichen Pantoffels beweisen. Und es ist eine gotteslästerliche Sünde, wenn man über das Küssen desselben spottet. Ich weiß gewiß, daß diese teuflischen Spötter sich nicht weigern, ein schönes, junges Mädchen zu küssen; und doch halten sie sich darüber auf, wenn ein paar alte, ehrwürdige Matronen, denen ihr antiquitätisches Aussehen nicht erlaubet, etwas anders vom Manne zu küssen, sich an einen Pantoffel laben. — O der Ungerechtigkeit!

Sie gewiß, hochwürdigster Herr, werden von der Wahrheit meines Briefs ganz überzeugt seyn. Wären es doch auch die unglaubigen Oesterreicher. Aber was ich da fordere? Ein Oesterreicher, und ein Vorsteher des heiligen Gerichts — Ich bin u. s. w.

Zwölfter Brief.

An den Exprovinzial der Jesuiten in Lissabon.

Würdigster Vorsteher der in Gnaden verabschiedeten, aber noch heimlich existirenden Gesellschaft Jesu!

Würdigster Herr!

Daß Sie gesund sind, und Ihnen das Ignazifäßchen noch immer sowohl behagt, als in der Gesellschaft, freuet mich unendlich. Auch ich finde von dem grossen Lojola, daß mir aus allen seinen Einrichtungen das Fäßchen am besten gefällt. Und wahrlich, es ist die ehrwürdigste Beschäftigung für einen Geistlichen, den Schöpfer in seinem Geschöpfe, dem Weinstocke, zu loben, preisen und benedeyen. In den glücklichen Olimszeiten hielt man sich auch gar nicht dawider auf, und die frommen Laien hielten sichs besonders erlaubt, ja sogar zur Ehre, ein

ein Jesuiterräuschchen zu haben; aber in den fatalen Runkszeiten ist es anders, und jeder Laffe, welcher Wasser trinkt, glaubt, sich über einen ehrlichen Geistlichen mokiren zu können, welcher durch die stärkende Magie des Lebensafts ein ergiebiges Bergwerk auf seiner Nase trägt; besonders ist das in Oesterreich üblich, wo seit der unglüklichen Aufklärung sich alles zum Nachtheile der Religion und zum Schaden der lieben Geistlichen geändert hat. Ich habe Ihnen schon einmal geschrieben, welch Greuel in diesem Lande herrsche, und das mehrere, wenn Sie ja begierig sind, es zu wissen, können Sie von dem mächtigen Vorsteher des heiligen Gerichts zu Madrid erfahren, dem ich alles ausführlich beschrieben habe: Sie dürfen Sich nur meine Briefe schicken lassen.

Ich weiß gar nicht, welchen falschen Begrif sich die Leute in diesen ketzerischen Zeiten von dem geistlichen Stande machen müssen, daß sie ihm Dinge zumuthen, daran man vorher gar nicht gedacht hat, daß sie ein Geistlicher haben solle. Allein an allem dem ist der Kaiser schuld. Sie werden vielleicht nicht böse seyn, wenn ich Ihnen eine kleine umständliche Erzählung von dem Begriffe mache, den

man in Oesterreich von unserm heiligen Stande hat: man hätte sich so was gar nicht einfallen lassen.

Ein Geistlicher, sagt man daselbst, müsse ein Mann seyn, der die Lehre des Stifters seiner Religion nicht nur mit den Worten, sondern vielmehr mit seinen Handlungen predige; Er müsse das Muster seyn, nach welchem sich die Glaubigen modeln können; sein Aeusserliches muß nicht den geringsten ärgerlichen Schein geben, an den sich andere stossen können. Er müsse ein aufgeklärter helldenkender Kopf seyn, der nicht nur allein die Theologie, wie er sie von seinem Professor in der Schule gelernt hat, in die Seelsorge mitbringen soll, sondern der in der heiligen Schrift, in den Vätern, der Kirchengeschichte auf das beste bewandert seyn muß. Seine Kenntniß in der Philosophie, besonders der praktischen müsse ausgearbeitet seyn, weil er ohne diese nie ein guter Seelsorger seyn kann. Er muß den Menschen kennen, nicht aus Büchern allein, sondern aus seinen eigenen selbstgemachten Erfahrungen, damit er wisse, was für das Heil seiner anvertrauten Heerde gut, oder nicht gut sey: und was desgleichen mehr ist, das die unvernünftigen Auf-

klärer fordern, die nicht wissen, was — ein Geistlicher ist.

Bedenken Sie nur recht, werthester Freund, wie unverschämt die Forderungen sind, die man von unserm heiligen Stande macht! Muß man sich nicht alle medizinische Uebel an Hals ärgern, wenn man so was hört? Der Geistliche soll ein Mann seyn, der die Lehre des Evangeliums nicht nur mit seinen Worten, sondern vielmehr mit seinen Handlungen lehret. Ist dieses wahr, so folgten eine Menge Ungereimtheiten daraus, die man unmöglich in unsrer heiligen Religion dulden könnte. Nehmen wir an, daß es so wäre, was müßten die Geistlichen nicht alles thun? — Ach die Armen! Sie dürften weder ein Gläschen zuviel über den Durst nehmen; dürften keine Kapitälchen auf christliche Zinsen anlegen; dürften in keinen Kaffeehäusern spielen; müßten mild, sanft, wohlthätig gegen die Armen seyn; dürften nicht fluchen; dürften keinem Mädchen ein Kapitel über das siebente Sakrament erklären; dürften noch mehrere andere den geistlichen Stand zierende Handlungen nicht begehen. Und könnte das wohl all ohne sonderlichen Nachtheil für die Religion unterbleiben?

ben? Ist das nicht allerliebst, wenn der hochwürdige Herr vom Predigtstuhle, wo er mit allem heiligen Eifer wider das gräuliche Laster der Trunkenheit losgedonnert hat, ins Wirthshaus zuckelt, und seine ausgetroknete Brust mit ein paar Gläschen anfeuchtet? Welch herrliche Freude müssen seine Schäflein haben, wenn sie den lieben Hirten, der sie mit so vielem Eifer zur Mäßigkeit ermahnte, der ihnen anstatt Gottes die Peinen der Hölle als eine Strafe für die Trunkenbolde verkündigte, wenn sie ihn tapfer zechen, von heiligem Eifer schwindelnd hin und her taumeln, und ihnen anstatt Gottes in seiner eigenen würdigen Person ein Beyspiel geben sehen, wie häßlich die Trunkenheit an einem Menschen sey! der ihnen mit dem Glase in der Hand die Worte seiner Kanzelrede bekräftiget, und sie von der Wahrheit seiner Lehre überzeuget! Müssen sie nicht alle auf das feurigste aufgemuntert werden, seinem löblichen Beyspiele aus allen ihren Kräften zu folgen? Wenn man es auf diese Art verstehet, so ist es freilich billig, daß der Geistliche seiner Heerde zum Muster diene.

Wäre es wohl erlaubt, wenn es den armen Geistlichen, denen man jezt ohnehin von allen

Seiten

Seiten von ihrem Vermögen etwas abzwakt, verwehret seyn sollte, ihr sauer erworbenes Kapitälchen auf Zinsen anzulegen? Es ist ohnehin ganz sicher, daß ein Geistlicher sich mit einem christlichen Gewinn begnügen läßt. Ist es denn zu viel, wenn er ohngefehr vierzig pro Cent nimmt, da die weltlichen Wucherer höchstens nur dreyßig nehmen? Freilich sagt man: die Leute ärgern sich darüber; er macht sich dadurch zum Stein des Anstosses. Aber, lieber Gott, müssen sich denn auch die Leute gleich an allem ärgern, was ein Geistlicher thut? Und ist es nicht unerlaubt, wenn die Schaafe sich um das Thun und Lassen ihres Hirten bekümmern? Wer kann dafür, wenn es die arge Welt übel auslegt; wenn sie das Wucher nennt, was nichts als häusliche Sparsamkeit ist; sollten sie sich nicht vielmehr ein Beyspiel nehmen, wie man ein guter Wirth seyn, das Seinige zu Rathe halten, und auf die hintern Räder, wie das gemeine Sprüchwort sagt, sorgen müsse? Es ist freylich so weit gekommen, daß man das Geiz nennt, wenn ein sparsamer Geistlicher sich und seinen Untergebenen immer nur stinkendes Fleisch auftischet, wenn er halbgesättiget von der Mahlzeit aufstehet, und einen gesegnenden freundlichen Hundsblik auf den

wirft,

wirst, der ein bischen zu tief in die Schüssel fährt; wenn er lieber die Sachen verderben läßt, als sie entweder selbst geniessen, oder von andern verzehren zu lassen; wenn er seine theuren Geldsäcke sorgfältig bewahret, und, aus Furcht, daß ihm diese heilige Reliquien gestohlen werden möchten, ganze Nächte bey ihnen durchwachet; allein es ist höchst unrichtig, daß man so was Geiz nennet. Denn erstens ist das stinkende Fleisch, besonders wenn schon Maden darin sind, immer um die Hälfte des Preisses leichter zu kaufen, und ein guter Wirth muß immer auf das wohlfeilste sehen. Dann ist es seine Mäßigkeit, welche ihm nicht erlaubet, sich völlig zu sättigen, und als ein so grosser Freund dieser Tugend, möchte er nun gerne, daß alle, die um ihn sind, sie auch liebgewinnen. Warum soll er denn seine Sachen verschenken? Es sind ohnehin schwere Zeiten, und die Schelmen die Bauern bringen nicht mehr so viel Würste, Schinken, Flügelwerk in den Pfarrhof. Und wer kann es ihm verargen, wenn er bey seinen Geldsäcken sizt, und dabey über die Bosheiten der Menschen Betrachtungen anstellt, wie sie einander so auf den Dienst lauern, daß nicht einmal die Gott und den Geistlichen geheiligten Gelder vor ihren Raub-

klauen

klauen mehr sicher sind. Sind das nicht lauter Tugenden, und thun die Menschen nicht gros Unrecht, wenn sie sich daran stossen?

Ein sanfter mitleidiger Geistlicher ist ein unnützer Arbeiter in Weinberge des Herrn. Er wird all sein Hab und Gut an nichtswürdige Bettler verschenken, und dann kommt die geistliche Obrigkeit immer um ihren kanonischen Theil zu kurz. Ein Geistlicher ist nicht gemacht, um zu geben, sondern um zu nehmen; denn Christus sagte nicht zu den Aposteln: gebet den Leuten; sondern: nehmet, was sie euch vorsetzen! und daraus folgt klar, daß der Geistliche nicht geben, sondern nehmen soll. Ein sanfter Geistlicher taugt nicht auf den Predigtstuhl. Er wird seine Lehren mit Güte und Bescheidenheit vortragen; wird suchen seine Zuhörer durch Vernunftgründe zu überzeugen, und das ist ganz und gar nicht die Sache eines orthodoxen Priesters. Der muß lermen und fulminiren auf der Kanzel, muß seinen Zuhörern das Wort Gottes mit ein paar tausend Flüchen, deren sich ein ungarischer Husarenofficier nicht zu schämen hätte, ans Herz legen, wenn er sie rühren will, denn dadurch beweißt er ihnen, daß Sanftmuth eine christliche

che Tugend sey. Er muß in seinen Predigten schimpfen; denen, die ihm etwas übels gethan haben, alles Unglük an Hals wünschen, wenn er ihnen die christliche Liebe empfehlen soll.

Und lieber Gott, ist es denn nicht die Pflicht der Geistlichen, die Unwissenheiten zu belehren? Wenn nun ein junges, frisches, muntres Mädchen zu ihm kommt, und einen kräftigen Unterricht über die Sakramente fordert, und er ihr das lezte so handgreiflich erkläret, daß sie im Falle der Noth ihrem künftigen Ehemann ein Kollegium darüber vorlesen könnte, wenn er allenfalls ein unwissender Tölpel wäre, ist das was unrechts? Freylich legen es die schlimmen Menschen unrecht aus — aber — sie — mögen — R — — cht — haben.

Wer sieht nicht, daß ein Geistlicher so ein viel ächterer Diener des Herrn ist, als nach dem Begriffe, den man in Oesterreich hat, was ein Geistlicher seyn soll? Ich und Sie, werthester Freund, werden gewiß nicht daran zweifeln.

Was das tollste bey der ganzen Sache ist, so verlangt man auch, die Geistlichen sollen vernünftig und gelehrt seyn. Ja, wohl bekomm

es

es euch, ihr Herren Reformatoren. Als wenn man darum geistlich würde, um zu studiren. Ist es nicht genug, wenn man mit harter Mühe zwölf, dreyzehn Jahre durch die Schulen gelaufen ist; wenn man sein Fleckchen Latein hat; wenn man aus der Philosophie weiß, daß die Erde rund, und kein Schwamm ist, der von sich selbst entsteht, und wenn man so viel Theologie hat, um alle Ketzer im Namen Gottes zu verdammen, die Konsuetudinarios nicht zu absolviren, und die Bauern zu ermahnen, daß es nöthig sey, recht viel Messen lesen zu lassen, und Sonntags ums Altaropfer zu gehen — aber keinen Pfennig hinzulegen, wie es die Schelmen gewohnt sind, sondern wenigstens einen Groschen — um in Himmel zu kommen? Was braucht ein orthodoxer Geistlicher mehr? Soll er sichs sein Lebtag nicht wohl seyn lassen? Ist er etwa nur darum ein Priester, um sich für seine Gemeinde zu placken, und mit Studiren zu quälen? Seh man einmal, was das neues wäre. Ist denn der Hirt für die Heerde, oder die Heerde für den Hirten? Wann soll der Geistliche sein Nachmittagsschläfchen machen? Wann soll er spazieren gehen? Wenn seinen Vespertrunk halten? Wenn sein Gesind ausschelten? Wenn seine Schäflein in Wirthshäusern, oder

bey Schmausereyen besuchen? Wenn mit der Köchin — über Wirthschaftsangelegenheiten sprechen? Aber alles dies beherzigen die Reformatoren nicht; sondern bleiben hartnäckig dabey: ein Geistlicher solle just von allem dem das Gegentheil seyn, was ich behaupte, daß er seyn müsse.

Das ärgerlichste, und worüber man die schwarze Galle kriegen möchte, ist, daß der Kaiser es darauf angelegt hat, die künftigen Geistlichen in seinen Staaten zu vernünftigen, tugendhaften, mässigen, bescheidenen Männern zu bilden, die als ein hellleuchtendes Licht der Welt zum Muster dienen werden. Unmöglich kann es ein guter Geist gewesen seyn, der ihm den Einfall einblies, gewisse besondere Häuser für die Geistlichen zu errichten, worein alle und jede, welche einst Lehrer des Volkes werden wollen, treten müssen, um sich zu ihrem wichtigen Stande — wie es die Leute dafür halten, daß der geistliche Stand wichtig sey — vorzubereiten. Hier werden sie zum Studiren, zum Predigen, und besonders zu einem mässigen Leben angehalten; und ihnen besonders weder Wein, noch Bier gereicht, sondern sie müssen Wasser trinken, welches, wie es die dummen

Aerzte behaupten wollen, die aber doch selbst gerne Wein und Bier trinken, der Gesundheit gut, und für den Geist vortheilhaft sey, weil es keine Dünste verursache, die ihn an seinen Operationen hindern. Das ist gewiß eine der unverzeihlichsten Sünden, die der Kaiser begehet, aus den Geistlichen Wassertrinker zu machen; und wenn Vater Bachus sich hier seiner eifrigsten Verehrer nicht mit Nachdruk annimmt, so ist keine Gerechtigkeit weder im Himmel, noch auf Erden. Ich glaube gar, der Kaiser meynt, weil er nur Wasser trinkt, so sollen es die Geistlichen auch; allein Se. Majestät müssen beherzigen, daß ein Kaiser keinen heiligen Geist hat, und daß der Geist nicht im Wasser, welches Element ihm zuwider ist, sondern im Weine auf die Geistlichen, oder besser — in die Geistlichen einfließt. In diesen Häusern (man nennt sie gemeiniglich Priesterhäuser) werden die Zöglinge geprüft, ob sie in aller Rüksicht sowohl von Seiten des Herzens und des Verstandes zum Seelsorger fähig sind; und hat einer das Unglük, entweder einen engen Kopf, oder ein weites Herz zu haben, darin viele L — Raum finden, so wird er zurükgewiesen, wenn er gleich sonst den stärksten Beruf hat, die Heerde Jesu Christi — zu scheeren. — — Ach wie weit ist es mit den

Dienern des Wortes gekommen! Wenn unsre Vorfahrer aufstehen, und all die Verwüstung, welche in Oesterreich durch die Aufklärung herrschet, sehen sollten, sie würden die Hände über den Kopf zusammenschlagen, und wehmüthig ausrufen: misere mi Pastorum gregis Domini!

Ich kann vor Wehmuth über unser Elend nicht weiter schreiben. Der Herr gebe, daß man dem Geistlichen wieder sein Recht lasse, so viel zu trinken, als er wolle, und sich um sein Leben und seinen Wandel nicht weiter bekümmere, als um seine Köchin; denn wie er beyden Recht und Genügen thun soll, ist seine Sache. Ich bin u. s. w.

Zur Beylage.

Eben wollte ich den Brief an Sie versiegeln, und auf die Post schicken, als ich einige Bücher von Wien vom apostolischen Nunzius erhielt. Da ich nun weiß, daß alles, was aus dieser unseligen Stadt kommt, nach dem Geiste der höllischen Aufklärung riecht, so überfiel mich eine unwiderstehliche Neugierde, mit flüchtigem Blicke diese Werke des bösen Feindes zu überlesen. Aber ach, welch ein Zittern überfiel mich, da ich nur die Tittelblätter ansah! Ich

sank

sank auf meinen Lehnstuhl zurük, und hätte ich nicht ein herzstärkendendes Wässerchen von Montepolizano bey der Hand gehabt, wovon ich in der Geschwindigkeit eine gute Portion zu mir nahm, so wären meine entflohenen Lebensgeister gewiß nicht mehr in ihre Wohnung zurükgekehret. Ich konnte mich unmöglich entschliessen diese verfluchte Bücher zu lesen, woran mich schon die Titel überzeugten, daß die Verfasser unrecht haben müssen; ja sie haben unrecht, und werden von Ewigkeit zu Ewigkeit unrecht behalten. In meinem Herzensleid wußte ich kein anders Mittel, als mich geschwind wieder an Schreibtisch zu setzen, und meine gepreßte Brust gegen Sie zu entlüften.

Daß es so weit gekommen seyn mußte, daß man sich so sehr erfrechen konnte, wider ein Gesez zu schreiben, daß Gregor der Siebente, aus Eingebung des heiligen Geistes, der über ihn kam, da er bey Mathildis war, einführte! Und so was läßt der Kaiser geschehen. Hören Sie nur die höchst ärgerliche und sträfliche Zumuthung, die man den Geistlichen macht! Hören Sie, man will — o welcher Geistlicher von sechzig Jahren kann so was mit kaltem Blute lesen — man will uns — Weiber geben! Uns, die wir allem Fleische mit dem Munde entsagt,

und vom Menschen nichts übrig behalten haben, als sein Herz mit allen Schwachheiten desselben! Uns Weiber! Nun ja, das wäre was schönes. Haben wir nicht ohnehin Plagen genug? Sollen wir uns noch das größte aus allen möglichen Uebeln auf den Hals bürden? Woher sollten die armen Geistlichen Brod für ein Weib und — für Kinder hernehmen? Sie, die jezt bey aller Ihrer Sparsamkeit kaum im Stande sind, einige tausend Thälerchen auf Zinsen anlegen zu können! Und wozu brauchen wir wohl Weiber? Weil wir in uns den Beruf fühlen, eine Nachkommenschaft nachzulassen? Haben wir nicht **geistliche** Mittel diesen Beruf zu ersticken? Ist nicht unser Stand schon allein hinreichend, alle Triebe der Natur aus — zu — lö — schen? Und wenn just einer unglüklicherweise vom Teufel zu sehr angefochten wird, ist er nicht der Mann, der ihn exorziren, und in eine finstere Hölle verbannen kann, worin er wenigstens auf einige Zeit zum Stillschweigen gebracht wird? Aber da sagen sie, wir wären eben so gut Menschen, wie die andern, hätten alle Schwachheiten, wie diese, könnten so wenig auf ein Bedürfniß renunziren, als der Hungrige auf eine gute Mahlzeit, so viele Stolperer, welche von den Geistlichen auf die eine, oder die andere Art wären begangen wor-

den,

den, zeigen hinlänglich, daß wir auch das Erbtheil von Adam hätten, u. s. w. Lauter Unwahrheiten. Woher wissen denn die Leute, daß wir Menschen, wie andere sind? Urtheilen sie vielleicht nach unserer Gestalt; gut, das will ich ihnen zugeben; aber auch zugleich versichern, daß wir vom Menschen nichts, als nur die Gestalt haben; und nach der Gestalt allein kann man doch unmöglich schliessen auf den wahren Menschen. Daß vielleicht mancher hochwürdiger Herr in einer dunkeln Nacht, wo er zu allem Unglücke keine Laterne bey sich trug, über Mädchen weggestolpert ist? Lieber Gott, wie leicht stolpert man nicht im finstern, besonders wenn man schwach auf den Beinen, und von Natur zum Stolpern geneigt ist! Das sind also alles noch keine Beweise, daß wir Geistliche Menschen sind.

Auch wäre es wohl gar nicht rathsam, uns Weiber zu geben; denn es würde keine geringe Unordnung im geistlichen Hauswesen entstehen. Die ehrenfesten Köchinnen, die durch ihre sorgfältige Aufwartung ein gewisses oberherrschaftliches Recht erlanget haben, könnten es so unmöglich mit Gleichgültigkeit ansehen, wenn der Herr Pfarrer eine andere zur Frau Pfarrin freiren wollte, der sie dann subordiniret wäre, da

sie jezt unter niemanden, als unter dem Herrn Pfarrer im Gehorsam sich schmiegen darf, und so würde es manche Prozesse absetzen; denn jede Köchin würde für ihre treugeleisteten Dienste eine ansehnliche Belohnung fordern, die der Herr Pfarrer ohne Nachtheil seiner zu hoffenden Familie nicht geben könnte, so würden alle Gerichtshöfe vollauf zu thun bekommen.

Ich weiß gar nicht, wie man auf den Gedanken verfallen ist, daß es den Geistlichen anständiger wäre, Weiber, als keine zu haben. Aber so ist die Welt. Man erregt ein Geschrey, macht ein Lermen und Poltern, wenn ein Seelsorger einem Mädchen das lezte Sakrament juxta Institutiones Alberti Magni erkläret; und man wäre zufrieden, wenn sie — ordentliche, rechtmässige Weiber hätten. Ob die Menschen wissen, was sie wollen?

Was mich am meisten wundert, ist, daß sogar Geistliche dafür geschrieben haben, daß es gut wäre, daß der Cölibat aufgehoben würde; ja sogar soll ein Dominikanermönch, wie man mich versichert, dieser Meynung seyn. Ich will es, wenn es wahr ist, an den Großinquisitor nach Madrid schreiben, damit dieser Ruchlose vor das heilige Gericht gefordert werde. Aber

man sieht es ihm doch an, daß er ein Mönch ist. Ob er gleich den Cölibat nicht billiget, so ist er doch auch nicht für den Ehstand; und er glaubt, das nüzlichste wäre, wenn man den Geistlichen Konkubinen erlaubte. Der schlaue Vogel! Ich muß, ohngeachtet meines gerechten Zorns doch über den Einfall lachen. Im Grunde, wenn der Cölibat abgeschaft werden könnte, so wäre dieser Gedanke keiner von den schlimmsten. Ein Weib zu nehmen, da würde ich mich gewiß bedenken. Es ist immer ein sehr gewagtes Spiel dabey, aber eine Konkubine — würde sich was darüber sagen lassen. Doch will man wieder behaupten, der Kaiser wäre mit diesem Vorschlage nicht zufrieden, weil er, ohngeachtet seiner Aufklärung, steif und fest auf die Aufrechthaltung der guten Sitten wachet, und nichts zugeben will, was selbe in Verfall bringen könnte! und nun glaubt er eben, daß dergleichen Geschöpfe, als der Dominikanermönch den Geistlichen zulegen will, für Zucht und Ehrbarkeit sowohl, als für die Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft unendlich nachtheilig sind. Ich will hier just nicht widersprechen, ob ich ihm auch gleich nicht gern Recht lasse, weil er der unglaubige Kaiser ist, welcher durch seine Aufklärung so viel Schaden und Unheil gestiftet hat.

Dem sey nun wie ihm wolle, so behaupte ich aber doch, daß es eine höchst sträfliche Kühnheit sey, den Cölibat aufzuheben; man wolle den Geistlichen Weiber oder Konkubininnen erlauben. Freylich ist es wahr, daß in der ersten Kirche unsre Geistlichen auch verehlichet waren; aber man sah auch damals, wie alles unordentlich zugieng. Sie lebten mässig, züchtig, frey von Ausschweifungen, waren gute Hausväter, erzogen Kinder zur Ehre Gottes und zum Nutzen des Staates, bewarben sich durch gute Beyspiele in ihrem sittlichen Wandel ihrer Heerde zu leuchten u. d. gl. Lieber Gott, was mußte das nicht vor eine Verwirrung abgegeben haben; wie ärgerlich muß da alles gewesen seyn!

Nein, der Cölibat ist ein göttliches Gesez, und ich weiß, daß jeder orthodoxe Geistliche, wenn er auch in dem Feuer seiner Jugendjahre die Nüzlichkeit desselben nicht eingesehen hat, doch gewiß in seinem hohen Alter dem lieben Gott dafür danken wird, so wie ich ihm jezt danke, und mit dem brünstigsten Gebete anflehe, ja nicht zuzugeben, daß wir mit den abscheulichen Ketzern in gleichem Range gehen, und an der Seite einer liebenswürdigen, vernünftigen, tugendhaften Gattin die Tage unsers Lebens in Seelenruhe mit heiterem Gemüthe verleben könnten.

ten. Er möchte nicht zugeben, daß die jungen Priester Freuden geniessen sollten, die wir mit so — Ach! freywilligem Herzen zu seiner Ehre abgeschworen haben; sondern es geschehen lassen, daß sie auch durch so harte Kämpfe, wie wir, in den Himmel kommen, und mit uns einen gleichen Grad der Glorie erreichen können.

Aber ich sehe, daß meine Beylage bald zu einem förmlichen Briefe herangewachsen ist; ich will daher schliessen, und dasjenige, was ich über den ehelosen Stand der Geistlichen auf dem Herzen habe, bey mir behalten; denn ich bin vollkommen überzeuget, daß Sie mit mir gleicher Meynung sind, und es nie für gut finden werden, daß die orthodoxen Geistlichen, Weiber nehmen, und so von körperlichen Engeln zu natürlichen Menschen würden.

Dreyzehnter Brief.

An den königlichen Beichtvater in Lissabon.

Heiliger Mann, geheimer Verwahrer des königlichen Gewissens!

Es geschieht mit dem größten Herzensleid, daß ich die Feder ergreife, und Sie mit den unleserlichen Zeilen eines Ihrer tiefesten Verehrers belästige. Allein die Achtung für Sie, und für das grosse Amt, das Sie bekleiden, zwinget mich dazu, und ich hoffe, Ihre Heiligkeit wird nicht ungehalten über die Freyheit Ihres demüthigsten Dieners seyn.

Keinem kann es mehr betreffen, als Sie, was ich heute zum Inhalte meines Briefes wähle. Es ist ein Eingrif in Ihr heiliges Amt, ein Eingrif in die Rechte der Geistlichen, den man heutzutage zu machen sich erkühnet. Die Menschen sind so gottlos geworden, daß sie anfangen zu behaupten: jeder Mensch solle der Verwahrer seiner Geheimnisse selbst seyn, und es lasse sich nir=

nirgends eine Schuldigkeit erweisen, die den Menschen zwinge, sie nebst Gott einem dritten zu offenbaren. Doch ich will, um verständlicher zu seyn, etwas in der Ordnung vorgehen, so sehr ich sonst ein Feind der Ordnung bin.

Es kann Ihnen nicht unbekannt seyn, was all für Veränderung in Oesterreich seit der Aufklärung vorgegangen sind; denn ich zweifle nicht, daß Sie mit dem Beichtvater des Kaisers in genauer Korrespondenz stehen. Und ob ich gleich versichert bin, daß Sie genauer von den geheimsten Unternehmungen, die in Oesterreich geschehen, wenn anders der Kaiser ein so aufrichtiges Beichtkind ist, als der König von Portugal unterrichtet sind, als ich; so will ich es doch wagen, mit Ihnen von einer ausserordentlichen Erscheinung zu reden, welche seit kurzem in Oesterreich ausbrach.

Unter allen Autoren, die Luzifer aus der Hölle entlassen, und nach Wien geschikt hat, um daselbst sein Reich zu verbreiten, ist einer, welcher der Harumpassa von dieser Höllenbande ist. Sein Namen, aufgeschrieben mit feurigen Buchstaben in dem Verzeichnisse der Verdammten, ist Eibel. Diesem blies ein Teufel, vermuthlich derjenige, welcher im Beichtstuhle stehet, und den Glaubigen eingibt, ihre Sünden

zu verschweigen, in die Ohren, seine spitzige Lanze einzulegen, und einen Kampf wider die Ohrenbeichte zu wagen. Eibel, allzeit ein rüstiger Rittersmann, wo es einen Sieg wider unsre heilige Religion zu erfechten gibt, ließ sich das Ding nicht zweymal sagen, bestieg seinen Gaul, und zog mit Schwerd und Lanze wider die Beichte aus. Er ist sonst ein aufgeklärter Kerl, und hat ein scharfschneidendes Schwerd, womit er manchen orthodoxen Ritter, der ihn bestechen wollte, viele tödtliche Wunden versetzte; und auch hier bezeugte er sich als den Mann, der seinen erfochtenen Ruhm vergrössern will.

Dieser Eibel nun grif mit einer gottlosen Schrift die Ohrenbeicht an. Er bewies aus heiligen Vätern und Konzilien, daß man in den ersten Jahrhunderten der Kirche von keiner Ohrenbeicht was gewußt habe, und gieng so weit, daß er behauptete: es wäre kein göttliches Gesetz, sondern erst von dem tritentinischen Kirchenrathe als ein Gebot festgestellet worden, welcher die Glaubigen verband, ihre Sünden, alle und jede, dem Priester zu entdecken. Nun kann ich zwar nicht sagen, in wie weit Eibel Recht habe; denn mir sind die Väter und Konzilien eitel arabisch: aber so viel weis ich, daß die Ohrenbeicht schon vor dem tridentinischen

Kir-

Kirchenrathe im Gebrauche war; denn so lesen wir es in dem Leben des heiligen Johann von Nepomuk, welcher der Königin Johanna Beichtvater war, und deswegen von dem gottlosen Könige Wenzel in die Moldau gestürzt wurde, weil es seine Majestät juckte zu wissen, welche Geheimnisse Ihre Gemahlin habe; und dieser boshafte Faullenzer glaubte, ein König habe mehr Recht, Geheimnisse zu erfahren, als ein Priester. Wäre nun die Beicht nicht schon dazumal das gewesen, was sie jezt ist, wie hätte Johannes das Geheimniß derselben mit seinem Tode lieber versiegeln, als entdecken wollen? Doch dem sey wie ihm wolle, wenn auch alles wahr ist, was Eibel geschrieben hat: daß in den allerersten christlichen Jahrhunderten man gewiß nichts von der Ohrenbeicht gewußt habe; so hat er nichts desto weniger Unrecht.

Denn angenommen, man habe da nichts gewußt; so folgt nur daraus, daß die Päbste derselbigen Zeit nicht so gut eingesehen haben, wozu die Ohrenbeicht dienen könne, als man es später einsah, da man die Statthalterschaft Christi fester gründen wollte, und deßwegen sich zum Herrn über alle Könige, Fürsten und Grossen dieser Welt machen mußte; keineswe-

ges

ges aber, daß die Ohrenbeicht später nicht habe entstehen können, oder gar sollen. Die ersten Päbste waren gute, einfältige, unehrgeizige Männer, was hatten die sich also um die Gewissen der Menschen zu bekümmern? denn sie selbst trugen noch keine Krone. Aber glaubt denn der Herr Eibel, daß es so leicht gewesen wäre, drey Kronen aufeinander zu setzen, und sie ohngeachtet ihrer Schwere so lange zu tragen, wenn nicht das inviolabile Sigillum Confessionis eingeführet worden wäre? Als ein guter Kanonist kann Herr Eibel unmöglich so was glauben. Damals war es nöthig, wenn man werden wollte, was man ist — nein, war, muß ich sagen, denn man ist es nicht mehr so ganz; und wie kann sich also Herr Eibel darüber aufhalten?

Die Nützlichkeit der Ohrenbeicht erhellet ferner daraus, daß der geistliche Arzt seinem an der Seele darniederliegenden Kranken leichter gute Mittel zur Genesung vorschlagen kann, wenn er aus seinem eigenen Munde den Status morbi erfährt. Z. B. das Beichtkind eröfnet, es habe zu viele fremde Thaler auf eine Art verschlucket, welche eine Unverdaulichkeit verursachte, und ihm jetzt heftiges Herzdrücken mache, da er sich seinem Ende nahe.

Der

Der einsichtsvolle geistliche Arzt sieht gleich ein, wie das Uebel gehoben werden müsse. Er erkennt, daß das Ueberflüßige abgeführet werden müsse, um den Umlauf des Blutes zu erleichtern, welcher durch die Pressung der Blutgefässe gehemmet wird, die gemeiniglich daher entstehet, wenn der Magen überladen ist. Er schlägt ihm also vor, die verlegenen Thaler und Dukaten — ist er ein Mönch — in sein Kloster; — ist er ein Weltpriester — in die Kirchen abzuführen; er purgieret seinen Patienten so lange, daß die Erben zuletzt nicht das geringste von verlegenem Gelde mehr antreffen, und sieht er, daß nichts mehr abzuführen sey; so sagt er seinem Kranken: du bist genesen! obgleich dieser den Zustand seiner Gesundheit nicht fühlet, sondern blos auf die Worte seines Arztes glauben muß. Beyspiele überzeugen. Wenn ein Mädchen sich anklagt, sie habe sich gegen ein paar versuchende Alte unsusannenartig betragen; der Arzt weiß, daß das ein um sich greifendes Uebel sey, welches, wenn ihm nicht bey Zeiten mit heilsamen Arzeneyen vorgekommen wird, inkurabel ist. Er bestellt das Mädchen auf sein Zimmer, stellt ihr Hölle und Himmel mit so vielem Nachdrucke vor, daß das arme Mädchen vor Reue ausser sich

unter

unter ihm in Thränen sich badet; und mehrere dergleichen Fälle, wo man ohne Ohrenbeicht niemals auf den Grund einer Sache kommen würde. Könnte nun alles dieses geschehen, wenn die Confessio omnium peccatorum sub peccato mortali nicht wäre?

Aber in Oesterreich können die Leute, seitdem sie aufgeklärt sind, gar keine Kombinationen machen; sehen nicht auf die guten Folgen einer Sache, um daraus auf die Nothwendigkeit und Nützlichkeit derselben zu schliessen. Duldet man denn das alles in Oesterreich? werden Sie fragen. Ja leider duldet man es. Es ist wahr, daß einige Orthodoxen, und was das sonderbarste ist, sogar ein Soldatenoffizier wider die gottlose Lehre des Eibels geschrieben habe; aber ich weiß nicht, das Ding wollte bey ihnen nicht so fort, und man sagt sich in die Ohren — das heißt zu Rom, denn zu Wien dürfens die Leute öffentlich sagen — die Ritter, welche wider Eibeln in Schranken traten, hätten mehr für ihren Feind, als für sich selbst gefochten; besonders ist man so unverschämt, über den orthodoxen Soldaten zu lachen; und sagt: wenn der gute Rittersmann keinen schärferen Degen hat, als seine Feder ist, und wenn er nicht mehr Geschiklichkeit hat, in Reih

und Glieder zu fechten, als in gelehrten Demonstrationen, so hätte er lieber die Weberspuhle, als das Kriegshandwerk ergreifen sollen. Allein ich weiß, und alle Rechtgläubige werden ihm grossen Dank dafür wissen, daß er sich annahm der guten Sache; und obgleich sein Speer bey dem ersten Rennen in die Lüfte flog, und er im Sand geworfen die Beine gegen Himmel strekte, so ist er doch ein — O! — tapfrer Mann, der seinen Ritt gewagt, und gezeugt hat, was er nicht alles thun könnte, wenn ihm Gott Kräfte und Geschiklichkeit verliehen hätte.

Unter den vielen Schriften, die Eibeln auf den Oberrock giengen, war auch eine, die man unter meinem Namen in die Welt schickte. Ich habe mir die Gelbsucht an den Hals geärgert, da ich sie las. Meinen Namen einem Werke vorzusetzen, das — Herr Jemine! — ich kanns nicht sagen, wie mir das Ding gewurmt hat. Der orthodoxe Zakkaria sollte sich, als päbstlicher Geheimschreiber, unter — unterstehen, wider die Ohrenbeicht zu schreiben. Ach, heiliger Mann, Sie grosser Bewahrer der königlichen Geheimnisse! ist das nicht eine unverantwortliche Verleumdung? Hatte man nicht Schreibers genug in Wien, deren Namen man

diesem Büchlein vorsetzen konnte? Ist nicht ein H — n da, der es durch sein schriftstellerisches Ansehen authentisirt hätte, daß es — gut sey? Wenns noch das Werk eines Eibels wäre; immerhin, wollte da nichts sagen, denn es wäre noch Ehre und Ruhm dabey zu erhalten; aber so ein Schriftlein — Ach daß es Gott erbarm!

Ich glaube, daß des Schreibens über die Ohrenbeicht noch kein Ende wäre, wenn nicht von der obersten Bücherinquisition den Rittern der Schranken geschlossen worden wäre; aber so mußten alle, die sich zum Kampfe gerüstet hatten, in bester Ordnung zurükziehen. Gott segne den Mann, der Ursache daran war, daß dem ärgerlichen Geschreibsel ein Gebiß eingeleget wurde. Es soll der Pastor bonus gewesen seyn. Gott gebe ihm dafür eine gute Weide!

Wissen möchte ich nur, warum die aufgeklärten Skribriferen in Oesterreich soviel Lermen über die Ohrenbeicht schlagen? Es ist freilich ein bischen hart, seine Heimlichkeiten einem andern anvertrauen. Unsre Schamhaftigkeit bekommt dabey manche Ohrfeige. Aber wenn man es nur einigemale über sich gewonnen hat, das Rothwerden bey der Erzählung einer schändlichen Handlung zu unterdrücken, so findet man dann oft eben so viel Vergnügen

gen im Erzählen, als man fühlte, da man sie begieng; ja einige Menschenkenner wollen mich sogar versichern, daß, wenn man es so weit gebracht hat, schändliche Handlungen ohne Schaam, mit Dreistigkeit, welches alles im Beichtstuhle sehr nöthig ist, zu erzählen, man noch einmal so viel Leichtigkeit empfindet, alles das zu begehen, ohne von dem geringsten Bedenken, das oft sonst bey dem größten Bösewicht aufzusteigen pflegt, abgehalten zu werden; und ist das nicht für manche ein grosser Vortheil? Der Geitzige, der ohne Schaam seinen Geldhunger, seine Niederträchtigkeiten, seine schändlichen Betrügereyen mit freyer Stirne, und geläufiger Zunge im Beichtstuhle hersagen kann; wird der nicht noch eine stärkere und leichtere Gewohnheit in seinen löblichen Handlungen erlangen? Der Wollüstling, der ohne zu erröthen, dem ehrwürdigen Kapuziner alle Geheimnisse der cyprischen Göttin detailiren kann, wird er roth werden, wenn er bey einer Priesterin der Venus die Opfer verrichtet? Gewiß nicht! Und so mit allen andern. Diese Menschenkenner behaupten: daß mehr Unverschämtheit, mehr dreiste Frechheit dazu gehöre, schändliche Handlungen Personen zu eröfnen, von denen wir den Begriff haben,

daß sie tugendhaft sind, als sie wirklich zu begehen. Ob sie recht haben, mag der heilige Geist in einem Konzilium entscheiden.

Auch ist es heut zu Tage gar nicht mehr so mit den Beichtstühlen bestellet, daß man gewisse Inkonsequenzien befürchten könnte. Die Könige und Fürsten sind ohnehin so schamhaftig, daß sie gar nicht dazu gebracht werden können, ihre Geheimnisse dem Beichtvater zu entdecken; ja die meisten vornehmen, ansehnlichen und reichen Leute besitzen diese sträfliche Schüchternheit, und behalten, was sie für erheblich halten, alles für sich selbst; es sind also nur die gemeinen Leute, und die Einfältigen, welche so viele Offenherzigkeit haben, dem Kapuziner alles zu sagen, was sie wissen; und wahrlich, solche Geheimnisse lohnen nicht der Mühe, daß man sie weiß, und bringen gewis in dem geheimen Protokol der Todsünden keinen — besondern Nutzen. Wozu also so viel Getös, so viel Schreyens wegen der Ohrenbeicht, die ohnehin nur bey dem **kleinen** Haufen des Pöbels im Ansehen ist.

Eibel hätte gewiß besser gethan, von allem dem zu schweigen, wenigstens hätte er sich nicht den schreklichsten Bannfluch, der noch je

wider einen ausgesprochen worden, zugezogen. Ach, es ist ein so gräuliches Anathema, daß einem die Haare gegen Berge stehen. Nun kann es aber auch nicht anders seyn, als daß ein so gottloser Mann, wie Eibel ist, von Ewigkeit zu Ewigkeit verflucht seyn muß, der sich erkühnet, den Ring des Salomo, wodurch alle Schätze geöfnet werden, als ein nicht seyn sollendes Ding zu verwerfen. In dem ersten Konzilium, das gehalten werden soll, wird ein förmliches: **er sey verflucht!** über ihn abgelesen werden — — Weil ich hier eben vom Konzilium was geschrieben habe, so fällt mir ein, daß die Rede ist, in Wien werde eins gehalten werden. Ich habe mich recht geärgert, da ich es hörte. Wien, der Siz der Aufklärung, der Wohnplaz der Freydenker sollte würdig seyn, den heiligen Geist zu empfangen? Welche Ungereimtheit! Und worüber glauben Sie wohl, daß es sollte deliberiren? Ueber die Vereinigung der Religionen. Eine Unmöglichkeit, und dieses Konzilium würde von keinem Orthodoxen für ökumenisch genommen werden, denn wo von Vereinigung die Rede ist, kann der heilige Geist nicht präsidiren.

So viel ist, was ich Ihnen, heiliger Mann, in Ansehung des gottlosen Eibels zu schreiben hatte, damit Sie allenfalls Ihre Maasregeln nehmen könnten, wenn in Portugal, wozu aber, Gott sey gelobt, lange noch keine Hofnung ist, das Ansehen des Sigilli Confessionis fallen sollte. Wüßte man nur, ob der Kaiser aufrichtig gegen seinen Beichtvater ist, so wäre es ein leichtes, dem Unheil in Oesterreich zu steuern; aber man sagt: er mache nicht gerne die Geistlichen zu seinen Vertrauten, weil ihrer Verschwiegenheit nicht viel zu trauen sey, und — er mag Recht haben. Ich bin u. s. w.

Vierzehnter Brief.

An den

Pastor,

qui melius se pascit, quam gregem suam.

in W**.

Ew. E. haben mich öfters mit dero gnädigsten Zuschrift beehrt, daß ich nicht umhin kann, denselben meine tiefeste Ehrfurcht in gegenwärtigen Zeilen, welche ich mir die Freyheit nehme, von Rom nach W*** auf der Post zu schicken, zu bezeigen. Es geschieht meistentheils auf Geheiß Sr. Heiligkeit, welche mir aufgetragen haben, Ihnen Ihren vollkommensten Beyfall zu versichern, den Sie über Dero standhaftes Verharren bey Ihren alten Grundsätzen Ihnen aus dem Innersten Ihres Herzens zu ertheilen, nicht ermangeln können; und bey dieser Gelegenheit wage ich es, Hochdenselben meine unterthänigste Freude zu eröfnen, die ich bey dem grossen, edlen, und den päbstlichen Gesetzen gleichstimmigen

Gesinnungen fühle, welche E. E. noch immer mit so vielem Muthe geäussert haben.

Es ist unstreitig, daß die Einrichtungen, welche der Kaiser in Religionssachen vornimmt, von keinem Orthodoxen gebilliget werden können, und daß das heimliche Entgegenarbeiten Ew. E. — denn öffentlich dürfen Sie es freylich nicht, aus Furcht der 1000 Dukaten, welche darauf für die Armenkasse liegen — mit welchen Sie, so viel es in Ihren Kräften steht, die weisen Verordnungen Ihres Monarchen, wie es die unglaubigen Freydenker nennen, zu vereiteln suchen, alles Lob verdienet. Freilich sind Sie deshalb vielen Spöttereyen der Gottlosen ausgesetzet, die nicht einmal so viel Lebensart in der Welt gelernet haben, einen rothen Hut von einen grünen zu unterscheiden; allein ich weiß, **daß Sie alles dieses mit apostolischer Gedult ertragen, und zu den Füssen Ihres gekreuzigten Heilands legen**, und nichts destoweniger ihren alten Weg fortwandeln, ohne sich zur Rechten, oder zur Linken zu kehren; woran auch Ew. E. ganz billig und recht thun. Auch wird es denselben nie an gehörigen Mitteln und Werkzeugen fehlen, wodurch Sie endlich doch noch die

Ober-

Oberhand über die ruchlosen Aufklärer erhalten werden; denn, Gott sey Dank! es giebt noch zu W*** Gnaden und Exzellenzien in Perücken und Steifröcken, welche nicht ermangeln werden, dero heilige Entwürfe mit all ihrem betbrüderlichen und betschwesterlichen Ansehen auf das kräftigste zu unterstützen; fahren Ew. E. nur fort dieselbe fernerhin zu brauchen, wie Sie es bisher noch immer so löblich gethan haben. An Vertheidigern mit der Feder werden Sie auch immer noch welche finden, die Sie wider alle litterarische Angriffe Ihrer Gegner zu schützen bemühet seyn werden; besonders haben Sie einen rüstigen Burschen Quatuor Votorum, mit dem Beinamen **Wezel**, der Sie in seiner ehrlichen Judasepistelbeleuchtung — es ist ein bischen ein langes Wort, aber die Quatuor Votorum sind auch sehr langhändige Kerls — mit so vielem Muthe vertheidiget hat, als noch nie Busenbaum seinen Königsmord in seinen feinen kasuistischen Distinktionen. Ist ein belobter Mann, dieser Wezel, und soll, wie mir einige Freunde berichtet haben, mit Horazen verwandt seyn; er scheint sehr weitläufige und ausgebreite Korrespondenzen zu haben, und ich glaube, der Mann kann ein bischen hexen, weil er bald zu

B*** bald zu W*** ist. Verlassen sich Ew. E. nur auf diesen rüstigen Degen, der wird alle Ihre Feinde zu Boden schlagen. Kann er es nicht mit der Feder, so gibts zu W*** eben so gut einen Bravo, als zu Rom. Ew. E. verstehen mich; und in dergleichen Fällen, behaupten die Quatuor Votorum, sey alles erlaubt.

Zum besondern Trost kann ich Ew. E. versichern, daß Sie selbst unter den Protestanten, den unseligen Ketzern, Bewunderer finden, welche Sie loben, und Ihre Feinde tadeln. Ich hab hier mit einem gesprochen, der von G*** aus Niedersachsen, nach Rom reiste, um — dem heiligen Vater den Pantoffel zu küssen? — O nein! Um — die schöne Sakristey zu bewundern, welche mit so vielen Kosten ist erbauet worden, indessen das Land kein Geld und die Einwohner kein Brod haben. Dieser Protestant sagte mir nun einmal bey Gelegenheit, da wir auf W*** zu reden kamen, daß er es sehr unartig fände einen Mann, der ein Pastor bonus sey, in öffentlichen Schriften anzugreifen. Was wollen die Leute, fuhr er in seinem Enthusiasmus fort — denn er sprach mit vielem Eifer — soll ein alter Mann, erzogen von Jesuiten, umgeben von Jesuiten,

gegän=

gegängelt von Jesuiten, soll dieser der Aufklärung seinen Kopf öfnen? Glauben die Herren, daß es so leicht möglich sey, ein verschlossenes Kabinet aufzusperren, wozu man keinen Schlüssel hat, und wozu alle Dietriche in der Welt nicht passen? Nein, bey Gott! das ist so leicht nicht möglich. Dazu gehört mehr, als ein Pastor bonus zu seyn. Auch fand er es sehr klug, daß Ew. E. auf die drey Sendschreiben an Sie nicht geantwortet, und keinen Hirtenbrief herausgegeben haben. Was das für eine Tollheit war, (sagte er) an eine E — — z Sendschreiben zu schicken, die in der nämlichen Stadt sich befinden; und folglich wissen konnten: ob alles das, was die ehrwürdigen Männer für ihre Lehre ausgaben, auch wirklich ihre Lehre sey. Hätte sie es nicht gebilliget, so würde sie gewis eher Lermen geschlagen haben, eh sie dazu von den Sendschreibern aufgefordert wurde; denn man weis, wie gerne die E — — zen mit vollen Backen Lermen blasen, wenn sie etwas hören, lesen und sehen, das ihnen nicht behagt; allein (so fuhr er fort) die Sendschreiben waren feine Lockspeise, um seine E — — z aufs Eis zu führen; aber — wer einmal drauf war, hütet sich das zweytemal. Und war es nicht Vermessenheit zu for-

dern,

dern, daß der Pastor bonus seiner Heerde Red und Antwort geben solle, ob die Weide gut sey, worauf sie von seinen Schaafknechten geführet würde? Ist das wohl Sitte, daß der Hirt seiner Heerde sagt: dies ist eine gute Weide! — — Freßt, wenn ihr hungrig seyd, oder laßt es bleiben! so muß ein Pastor bonus mit seiner Heerde reden.

Und nun gar der Hirtenbrief. Das wär was schönes gewesen, wenn seine E — — z einen herausgegeben hätten. Was sollte sie denn darin sagen? Daß sie die Reformation des Kaisers nicht billige? Dieses bewiesen ja alle ihre Handlungen; wozu brauchte es denn erst schwarz auf weiß gedrukt? Daß sie die Heerde ermahne, dem Befehle des Kaisers zu gehorchen? Da hätte sie ihren eigenen Cirkularien widersprochen, die sie heimlich ergehen ließ; mit einem Worte: es ist klar und deutlich, daß seine E — — z keinen Hirtenbrief schreiben konnte.

Dies sind die Worte des Protestanten, die ich Ew. E. auf ein jota hergesetzet habe, damit Sie daraus ersehen können, wie sehr man im Auslande Ihren grossen Verdiensten Gerechtigkeit wiederfahren lasse. Es kann Ihnen immer zur Beruhigung dienen, wenn die

gott=

gottlosen W*** über Ihr Betragen die Nasen spöttisch rümpfen. Möchte doch der liebe Gott, daß alle W*** er ihre Nasen verlören, so wär doch des Gerümpfes einmal ein Ende!

Mit nicht geringerem Vergnügen — Es sey mir erlaubt von Ew. E. zu den verdienstvollen Eifrern für die Orthodoxie einen Uebergang zu machen, welche gar eine schöne rednerische Figur ist — Mit nicht geringerem Vergnügen habe ich und Seine Heiligkeit — es ist ein Schreibfehler, Seine Heiligkeit sollten vor mir stehen — vernommen, daß in diesen boshaften aufgeklärten Zeiten noch einige Männer in Oesterreich sind, die sich mit vollem Muth und aus allen Leibeskräften — ich glaube nicht, daß ich Geisteskräften sagen könnte — der Aufklärung entgegen gestemmt haben; und es war gewiß nicht ihre Schuld, wenn sie, leider nur ein zu schwacher Damm, von den reissenden Fluthen der Vernunft fortgerissen wurden. Besonders gefiel mir der Fleischhacker (in Niedersachsen sagt man Knochenhauer, wie mich der Protestant versichert) der so tapfer mit seinem Beile dreingeschlagen hat. Wissen möchte ich doch gerne, ob es ein wirklicher, oder nur vermumter Fleischhacker war. Dem sey aber wie ihm wolle, der

Mann

Mann macht seinem Stande in jedem Betracht Ehre. Man siehts gleich beym ersten Anblicke seiner Schriften, daß er von Jugend an mit Ochsen muß zuthun gehabt haben; denn er weiß meisterhaft zwischen die Hörner zu treffen. Ist ein lieber Mann, dem Gott seinen vollen Segen geben wird. Auch den hochbelobten Domprediger — was doch die Domkapitel nicht für geschikte Leute haben! — in Augsburg erbarmte sich des armen Volks in Oesterreich, und wollte das Unheil von ihm abwenden, welches ihm die Aufklärung drohte. Er trug sein Schärflein reichlich bey, damit das Volk in seiner alten Dummheit — selig werde. Ach wie erhaben sind diese Männer vor jenen gottlosen Geistlichen, welche um das Placebo Domino zu spielen, der lieben Orthodoxie um der häßlichen Heterodoxie willen untreu wurden. Aber Gott wird jene belohnen, und diese immer und ewiglich strafen.

Der Geist Gottes kommt über mich — wenigstens ist es, als träume es mir so — und ich sehe, gleich einem Propheten, all die Freuden im Geiste, welche diesen grossen Männern im himmlischen Jerusalem zubereitet werden. Ich sehe sie, angethan mit goldenen Kleidern und einer diamantenen Krone, in

Gestalt

Gestalt eines Baleamspferdekopfs auf dem Haupte, wie sie im Triumphe einherziehen, unter dem frohen Jubel des heiligen Volkes, von keuschen Jungfrauen mit herzschmelzenden Gesängen begrüsset, und zu den Stühlen geführet, auf welchen sie immer und ewig sitzen werden, zu richten alle — Wiener Autoren.

Ja und sie verdienen es diese Männer. Sie sind die Säulen, auf welchen die Kirche so unerschütterlich ruhet, gleich dem Hause der Philister zu Samsons Zeiten. Sie sind die Sterne, welche so hell mit ihrem geistlichen orthodoxen Verstande der ganzen Welt leuchten, wie der Leuchtthurm der Egyptier den Grönländern. Sie sind die Propheten, welche der Herr seinem Volke geschikt hat, um es vor aller Vernunft zu warnen. Sie sind endlich jene Knochenhauers, die mit einer Samsonshand alle Unglaubige an Boden schlagen, wie dieser israelitische Richter tausend Philister mit seinem Eselskinbacken. Sie sind endlich alles das — was ich nicht weiß.

Es versteht sich, daß Ew. E. überall an der Spitze stehen. Denn Ihnen, als dem ersten Pastor bonus gebühret auch aller Ruhm und alle Glorie am meisten.

Ich

Ich habe jezt nichts mehr zu schreiben, als Ew. E. nochmals im Namen aller Orthodoxen zu danken, daß Sie ein so offenbar erklärter Feind, der schädlichen Vernunft und Aufklärung sind; und mich in Dero heiligen Segen auf das demüthigste zu empfehlen. Der ich ersterbe bis auf den lezten Athemzug

Dero

allerunterthänigster Diener.
Zakkaria.

Fünf=

Fünfzehnter Brief.

An
Seine Excellenz
die
gnädigste Gräfin von †**
in W**

Leider ist es in der gottlosen Welt nicht mehr zum Aushalten. Es wird von Tag zu Tag schlimmer, und die Menschen bessern sich gar nicht mehr. In unsern Zeiten war es doch noch anders; aber jezt, ach jezt ist alles verkehrt. Man lebt in der Jugend mit aller Ausgelassenheit, ohne daß man daran denkt, die Jugendsünden wenigstens im Alter nach dem ruhmvollen Beyspiele Euer Excellenz, mit Beten und Griesgrämen über die verderbten Sitten zu vertilgen; ja man ist so gottlos, auf den löblichen Orden der Betschwestern, in welchem Sie sich, gnädigste Gräfin, aus besonderer Eingebung Gottes, rühmlichst eingeweihet haben, gar nichts mehr zu halten, und sein

höchstärgerliches Gespötte darüber zu treiben. Und wenn man nun noch vollends beherziget die unglüklichen Veränderungen, die seit der Regierung des Kaisers in Ihrem Vaterlande geschehen sind; die Verbreitung der höchst schädlichen Aufklärung, welche, wie die Pest, alle Menschen angestecket hat; so kann es gar nicht anders kommen, als daß Gott, der unmöglich diesem Greuel der Verwüstung länger zusehen kann, ein Ende machen, und diese gottlose bis über die Ohren in Sünden vertiefte Welt vernichten muß.

Mit dem größten Seelenschmerzen habe ich jedesmal Ihre gegründeten Klagen gelesen, die Sie in allen Ihren Briefen an mich die Gnade hatten, einfliessen zu lassen. Ich fühle, wie Sie, das Unglück der Menschen, und ihr ewiges Verderben. Aber was ist zu thun? Die Oesterreicher verdienen unser Mitleid nicht. Sie haben so viele heilige Warnungen verachtet, daß sie mit Recht alle die Strafen empfinden, die der Herr über sie verhänget hat. Nein, wir dürfen sie nicht bedauern, gnädigste Gräfin; denn der Gerechte freuet sich über das Unglück des Boshaften.

Wenn ich so manchmal allein sitze, und mich bey den Thränen meines Erlösers in geist-

liche Betrachtungen vertiefe! so überlege ich oft: ob wir nicht dem Zeitpunkte nahe sind, wo diese Erde mit Feuer verwüstet, die Sterne vom Himmel fällen, Sonn und Mond sich verfinstern, und jener schrekliche Tag anbrechen wird, wo der Herr kommen wird, die Welt zu richten. Je mehr ich dem allem nachdenke, um so glaubwürdiger scheint es mir, besonders, wenn ich ihre bedeutungsvolle Träume zu Hilfe nehme, die Sie mir in Ihrem letzten Briefe erzählten, und die gewiß kein Spiel der Phantasie sind, sondern zu jenen Träumen gehören, welche die Theologen, göttliche Eingebungen nennen. Am meisten stärket mich jenes schrekliche Gesicht in meiner Muthmassung, welches Sie an jenem Abende hatten, wo der ehrwürdige Kapuziner P. F. A. bey Ihnen zu Abend speiste, und bey einem guten Glas Tokaier über die böse Welt, und dem baldigen Untergang derselben mit so vielem Nachdrucke sprach. Sie sahen, wenn mir recht ist, einen Esel, der ruhig auf einer fetten Weide einhertrabte, sich mästete und dick und fett ward, ohne zu arbeiten. Er lag im hohen Grase, und sein Gaum wählte, unter den geschmakvollesten Blumen, die mit den angenehmsten Gerüchen die ganze Gegend durch-

würzte, welche er zu seiner Kost wählen sollte; als plözlich ein wildes unbändiges Pferd, das auf einer dürren Sandwüste angebunden war, alle seine Kräfte anstrengte, sich losriß, mit Wuth auf den im Grase ruhig liegenden Esel sprang, und ihm mit seinen Hinderfüssen einen so unsanften Schlag versezte, daß der Esel, der sich so was gar nicht vermuthete, tod hinstürtzte, die Beine gegen Himmel strekte, und mit einem zetergleichen J — à! seine Seele ausblies. Ach gnädigste Gräfin das war ein schrekliches Gesicht, und bedeutet ganz gewis die Annäherung des jüngsten Tages. Ich will Ihnen die Erklärung von diesem Traume nicht im Detail machen; sie ist so grauserlich, daß mich bey dem blossen Gedanke an sie ein eiskalter Schauer überzieht, und alle meine Glieder starrend macht; aber dies können Sie mir glauben, daß meine Muthmassung ganz sicher gegründet ist.

Was sag ich Muthmassung! Ach es ist Wahrheit, all zu schrekliche Wahrheit. Haben wir nicht so viele Zeichen schon, an denen wir es erkennen müssen, daß der Herr nahe ist, zu richten. Wenn ich meinen Blick auf Kalabrien werfe, wenn ich mir das brennende Erdreich in Eisland vorstelle; wenn ich an die

greu=

greulichen Ueberschwemmungen denke; wenn ich sehe, daß der Mond in einer wolkigten Nacht sich verdunkelt; die Sonne bluttriefend untergehet; so ist kein Zweifel mehr in meiner Brust, daß wir nicht dem jüngsten Tage nahe sind. Ja es ist gewis. Kann die Welt noch länger bestehen, da man Seiner Heiligkeit die Obergewalt über die ganze Welt, und die Unfehlbarkeit abstreitet? Da man die Klöster aufhebt, und aus heiligen Müßiggängern, arbeitsame Menschen machen will? Da man die Opfer aus den Kirchen nimmt; die Ablässe abbringt; das Wallfahrten verbietet; auf geweihte Sachen nichts mehr hält; das Fegfeuer nur halb, und die Hölle gar nicht mehr glaubet; da man die Heiligen herabsetzt, ihre Bilder Karakturen nennt, die Wunderwerke läugnet, und auf Gnadenörter kein Vertrauen hat; da die Geistlichen rechtschaffene, tugendhafte Männer seyn sollen; da man von ihnen verlanget, Vernunft und andere Kenntnisse zu haben, und endlich — da man ihnen Weiber geben will? Nein, die Welt kann nicht länger mehr bestehen; sie muß, ja sie muß zu Grunde gehen.

Wenn man betrachtet, wie viele falsche Propheten der Kaiser durch seine Preßfreyheit

aufgewekt hat; wie viele Menschen durch sie verführet worden sind; so wird man die ganze Erfüllung aller Prophezeihungen vom letzten Tage darin finden. Ja die unselige Aufklärung, die in Oesterreich eingerissen ist, ist ein trauriger Vorbote davon. Ach was haben die Menschen gemacht! Sie haben selbst das Gericht über sich herbeygerufen, welches noch lange ausgeblieben wäre, wenn sie in ihrem frommen und besonders einfältigen Lebenswandel fortgelebet hätten. Und ist es nicht augenscheinlich klar, wenn man all das Streben und Trachten nach der Religionsvereinigung, die man doch so lange als möglich verhindern muß, wenn man den jüngsten Tag noch ferne haben will, betrachtet? Werden hier nicht pünktlich die Worte der Schrift erfüllet: es wird ein Hirt und ein Schaafstall seyn? Ja, es kann nicht anders kommen, das Gericht ist vor der Thür.

Eben da ich dieses schreibe, fällt mir wider meinen Willen ein kleiner Zweifel bey: Es heißt in den heiligen Büchern, das Reich des Antichrists solle vorhergehen; und noch bis zezt weis man nicht zuverläßig, wo die antichristische Mejestät residiret? Doch was zweifle ich! Wer weiß ob er nicht lange schon unter den

Men=

Menschen herumwandelt. Ich werde in dieser Meynung gestärket, da jezt die Juden, diese verhaßte und von Gott verworfene Nation überall begünstiget und in die Rechte der Menschheit eingesetzet wird, welches gar nicht seyn soll. Ist das nicht ein sonnenheller Beweis, daß Antichrist auf der Welt seyn müsse, da — sein Volk so emporkommt, welches nur Er begünstigen kann. Und nun noch all die irrigen, verführerischen Lehren, die überall im Schwung sind, der Umsturz, welcher der Kirche drohet; die Gefahr der Verführung, welche so gar den Heiligen in Rom gefährlich wird, sind das nicht lauter Proben, daß der Teufel seinen Abgesandten losgelassen und auf die Erde geschikt habe. Freilich wissen wir nicht, unter welchem Himmelsstriche er sich aufhält; aber was liegt uns daran! Genug, daß wir ihm aus seinen Früchten erkennen. Ueber alles dieses noch die glaubwürdige Nachricht, die Sie mir schrieben, und welche mir mehr als alle Beweise gilt, daß in Wien die Strassenweiber und Jungen ein neue Beschreibung ausruffen, von dem neu angekommenen Antichrist. Sind das vielleicht nicht schon seine Emissarien, die er ausschikt, um die Leute zu seinen Fahnen anzuwerben? Ich glaube

es zuversichtlich; denn wie wäre man sonst in W*** auf eine Beschreibung vom Antichrist verfallen, wo man an ihn gar nicht glaubt? Ja ja, es ist gewis, dieser höllische Fürst thront schon auf Erden, und wir haben mit nächsten den Einsturz des Himmels zu gewarten. — O wenn doch nur recht grosse Sterne auf die gottlosen österreichischen Schriftsteller fielen!

Wir wollen uns, meine gnädigste Gräfin, mit aller Andacht auf die Ankunft dieses Tages bereiten, damit uns der Herr in der Erwartung seines Gerichts findet. Ich rathe Ihnen, von dem Empfange meines Briefes anzufangen, Ihren grossen Rosenkranz nicht mehr aus den Händen zu legen; denn dieser allein wird sie vor allem Unglücke schützen; und ich bitte Sie, in meinem Namen den wenigen Gläubigen, die vielleicht noch in Oesterreich gefunden werden, die treuliche Ermahnung zu geben: sie möchten standhaft und fest bey ihren alten Meynungen bleiben, und sich ja nicht von den Aufgeklärten verführen lassen. Sie sollen, um desto sicherer zu seyn, bey allen Gelegenheiten die Anhänger der teuflischen Irrthümer hassen und verfolgen, wo sie nur immer können, und, wenn es sich thun liesse, mit Feuer und Schwerd

ver=

verfolgen; denn nur dadurch, daß sie diese Freydenker und Ketzer verbrennen, können sie dem fürchterlichen Unglücke ausweichen, daß sie nicht von dem Feuer, welches vom Himmel fallen wird, verzehret werden. Sie sollen nun das Ansehen der Menschen nicht mehr fürchten; sollen brav Wallfahrten gehen, so lange sie noch können, viel Opfer zu den Gnadenbildern bringen, und besonders an die Geistlichen und Kirchen reiche Geschenke machen; denn dies sind lauter solche Sachen, die ihnen am letzten Gerichte treflich werden zu statten kommen.

Wir aber, meine gnädigste Gräfin, wollen uns dem Willen Gottes überlassen, und im Gebete verharren, bis der Herr uns abfordert. Ich empfehle mich in Ihren grossen Rosenkranz, und will indessen den beweglichsten Abschied nehmen; denn ich glaube nicht, daß wir uns auf dieser Welt jemals mehr sehen werden; hingegen hoffe ich, nach allen ausgestandenen Trübsalen, und nach unsrer Verherrlichung, Sie an meinem Arm ins himmlische Paradies einführen zu können. Ich bin u. s. w.

Sechzehnter Brief.

Hat keine Aufschrift.

Dies sollen meine letzten Worte seyn, die ich rede und schreibe; denn ich will meinen Mund verschliessen, und meine Feder hinlegen, damit der Herr seinen Wohlgefallen an mir habe. Vernehmet also ihr, an die ich diesen Brief schreibe, die letzten Worte, grabt sie in euer Herz ein, und laßt sie darin so unauslöschlich stehen, wie eine Schrift im Sande des Meers gegraben, über die eine schäumende Woge fährt. Der Geist Gottes wird mir Kraft und Feuer geben, daß ich mit flammenden Zungen zu euch reden, und mit diamantener Feder an euch schreiben kann.

Ich wende mich an dich, Erster der Menschen, vor dem ich meine Kniee beuge, und den ich vor den mächtigsten der Erde halte. Durch den ich geworden, was ich bin, und ohne den meine Tage traurig und im Mangel vorüberfliessen würden. An dich, du heiliges Oberhaupt der Kirche, du unfehlbarer Statthalter des Herrn; der die Schlüsseln zum Himmel und zur Hölle hat, und allen Menschen diejenige Pforte öfnen kann, welche ihm beliebt.

Dir hat der Herr alle seine Gewalt gegeben, und du bist mächtig. Aber Feinde erheben sich allenthalben wider dich, und drücken und schmälern deine Macht von allen Seiten, man will dich wieder zu dem machen, was der erste aller deiner Vorfahrer, war, zum Fischer, dessen Sorge nur seyn soll, Menschen zu fischen, aber nicht Reichthümer und Kronen. Du sollst nicht mehr mit Machtsprüchen entscheiden, sondern nur, als ein liebender Vater, rathen, ermahnen, bitten, aber niemals befehlen; und wenn du dieses thust, so wollen sich dir mehrere Kinder unterwerfen. Sieh, all das wollen deine Feinde! Und du — vergieb es mir heiliger Vater! — Du scheinst, dich nach ihrem Wollen zu richten; scheinst zufrieden mit dem; was sie machen; ja bietest ihnen vielleicht wohl gar die Hand! — Doch nein! was sage ich! das können diejenigen glauben, welche einige hundert Meilen von dir entfernt sind, und dich nur aus dem Gemälde kennen, das man ihnen von dir zu machen für gut findet, und zu welchem du die Züge hergabst, die du für dich am vortheilhaftesten glaubtest. Aber ich, der ich nahe bey dir, der ich täglich um dich bin, ich muß dich besser kennen. Du scheinst nur mit allem zufrieden, weil du nicht

anders

anders kannst; weil es dich nichts nützen würde, zu dem üblen Spiele, das du hast, auch noch eine saure Mine zu machen; du ahmst also klüglich dem Philosophen nach, der äusserlich gegen alle Beleidigungen gleichgültig scheint, und im Innern vor Wuth knirschet, daß er sich nicht rächen kann. Du handelst weise, heiligster Vater; aber doch bist du, wie es scheint, zu nachgiebig. Warum duldest du alles, ohne auf wirksame Mittel zu denken? O vergieb, wenn ich dir sage, daß unternehmender Muth oft mehr vermag, als zaudernde Weisheit, die so lange kalkuliret, erwäget, bis ihr nichts zu kalkuliren und zu erwägen bleibt. Du hättest die Umstände benützen sollen, da sie sich dir anboten. Da noch alle Gemüther über die Reformation in Gährung waren, hättest du die Macht deines Ansehens behaupten sollen. Zu diesen Zeiten, hättest du wider das Reformiren eifern, und mit einem gut angebrachten Bannstrale deine Rechte durchsetzen müssen. Da wär es noch von Wirkung gewesen; da hätte das Volk, das noch an deinem Pantoffel hieng, die Waffen wider seinen Monarchen ergriffen, und der göttlichen und weltlichen Gesetze zu Troz dich vertheidiget. Um deiner Sache gewisser zu seyn, hättest du eine benachbarte Macht um

Hilfe

Hilfe rufen können, freilich nur sub rosa; und diese würde aus Liebe zur Gerechtigkeit, dich unterstützet haben, um — — — Aber du willst warten, sagst du, bis es schicklicher seyn wird. Sage mir, wann wird das Schiklichere kommen? Wenn die Aufklärung immer weiter um sich greift? O, dann wird man über dich lachen, wenn du mit einem Bannstrale kommst, und dich im Kopfe für verrückt halten. Schon jezt ist es zu spät; schon jezt läßt sich der Oesterreicher dir zu Liebe kein Haar mehr krümmen. Daß du nicht dem rühmlichen Beyspiele eines Gregor des Zweyten und des Siebenten gefolgt bist!

Ich wende mich an dich, Teutschlands Oberhaupt, weisester der Fürsten, wie dich deine Freunde nennen; aber ich und die P— — sagen nicht so. Bey diesen ist es — wer weis was; bey mir heiliger Eifer. Wäre ich ein Laie, ich würde deine Verordnungen loben, und dich segnen; aber ich bin — ein Geistlicher, und kann da nichts als gegenwärtiges und zukünftiges Elend für dein Volk finden, wo andere Vernünftige Glück und Wohl erwarten, die da wissen, daß aufs Ganze, nicht auf einige einzelne Theile gesehen werden muß, wenn man die Thaten der Monarchen beurtheilen

will.

will. Du siehst es, es ist meines Standes Pflicht, alles was du thust, von einer schiefen Seite zu beurtheilen, und mit der Mine eines **ausländischen Heiligen den innländischen-heuchlerischen Schurken** zu spielen. An dich wend ich mich, und meine geistliche Würde berechtiget mich, dir dies zu sagen, was ich denke.

Verbänne die Aufklärung wieder aus deinen Staaten; setze die Mönche in ihre Klöster wieder ein; erbaue deren noch mehrere; hänge die Opfer, vermehret durch deine Geschenke in die Kirchen, laß Aberglauben und Vorurtheilen die völlige Oberhand; unterwirf dich dem heiligen Vater; führe den Orden der Jesuiten ein und — laß dich von ihnen beherrschen; so wirst du der größte, weiseste Regent in allen ihren Briefen seyn, die sie nur immer schreiben werden! Beherzige das Wohl deiner Länder! Kann ein Volk glüklich seyn, das Vernunft hat, und weniger mit geistlichen Abgaben gedrükt wird? Das nicht wallfahrtet, keine Opfer sieht, und mit verweintem Blicke nach öden Klöstern und zerstörten Altären blikt? Nimmermehr! Wie kannst du wissen, was ein Volk glüklich mache? Frage die Jesuiten, und sie werden dir es sagen!!!

Willst

Willst du das aber nicht thun. Willst du bey deinem Plane bleiben, den dir die Vernunft entworfen, und deine für dein Volk våterlich gesinnte Denkungsart befolgen heißt, — o so zittre! — Erinnere dich Heinrichs des Dritten und Vierten, und Ludwig des Fünfzehnten; Erinnere dich des Königs von Portugal! Glaube mir, daß diejenigen, welche Muth haben, dich mit ihrer Feder anzugreifen, auch Muth besitzen, es mit andern Waffen zu thun; und daß diese Waffen oft gefährlicher sind, als ihre Feder, daran wird keiner zweifeln, der sie kennt; und von welcher Wirkung ihre Galle sey? könnte dir Ganganelli sagen, wenn nur aus der andern Welt eine Post nach der unsrigen abgienge.

Du Schatten des grossen und von den Jesuiten heilig erklärten Gregor des Siebenten, sieh auf dein Reich herab, wie alles in Trümmer zu zerfallen drohet! Da du noch lebtest, zitterten Monarchen auf ihren Thronen, und ganz Teutschland nahm von dir Gesetze an, wählte denjenigen zu seinem Oberhaupte, den du ernanntest, und verstieß seinen rechtmäßigen Beherrscher, weil er dich beleidigte; und nun wie sich alles geändert hat! Warum liessest du deinen Nachfolgern mit deinem von dir so festgegründeten Reiche nicht auch deinen Geist! Warum haben sie nicht den näm-

Bayerische Staatsbibliothek München

nämlichen Muth, wie du, und warum harrt nicht ein Kaiser drey Tage baarfus in einem härinnen Kleide in der Engelsburg auf die Gnade eines Pabstes! O kämen deine Zeiten wieder zurück! Würden Könige und Fürsten ihre Kronen wieder vom römischen Stuhle empfangen, und den heiligen Vater als ihr Oberhaupt erkennen. Welch ein goldenes Jahrhundet wäre das! Wie glüklich — für die Päbste und Geistlichen!

Dies sind meine lezten Worte, die ich rede, die ich schreibe. Macht euch den Geist der Wahrheit, der darinnen liegt, zu Nutzen. Ich habe in der Sprache der Propheten geredet; oft dunkel, oft verkehrt, legt es so aus, daß ihr ein gescheiden Sinn herausbringt; denn ihr müßt wissen, daß alle Prophezeihungen dunkel seyn müssen. Nehmet die Sachen nicht so, wie sie vor euch liegen, sondern wie sie seyn sollen, und in der That auch wirklich sind, wenn ihr klug seyd.

Ich hab geredet, und nun will ich meinen Mund verschliessen, und meine Feder hinlegen, damit ich dem Herrn recht thue; denn er hat einen Wohlgefallen an mir, wenn ich — schweige.

Bayerische Staatsbibliothek München